





Die

Doppellehe,

oder

das Gespenst zu Reichenstein.

Ein Roman

von

Theodor Hildebrand.

Erster Theil.

Leipzig,
bei Christian Ernst Kollmann.
1826.



RBR
Janz
#739
W.1

Erstes Kapitel

Die aufgehende Sonne erleuchtete den Horizont mit ihren Strahlen, und kündigte einen schönen Tag an; die Glocken der Kirche zu Reichenstein ertönten weit umher, und ihr Schall, von einem frischen Morgenwinde an die Ufer des Rheins hinabgetragen, verbreitete Freude bei allen Bewohnern des Schlosses und Dorfes Reichenstein; in allen Gesichtern sah man den Ausdruck des Glücks und der Zufriedenheit; nur die Züge einer einzigen jungen und reizenden Frau schienen Verzweiflung und Schmerz zu verrathen; aber sie wurde von Niemanden bemerkt. Heimlich hatte sie ihre Wohnung verlassen, um nie dahin zurückzukehren, und näherte sich nun auf rauhen und unbetretenen Felsentwegen dem prächtigen Schlosse Reichenstein, welches in

einem der anmuthigsten Thäler am Rheine gelegen war.

Nicht weit von dem Schlosse stand sie unwillkürlich still, und heftete ihre Augen starr und unbeweglich auf dieses alterthümliche Gebäude; das sich verdoppelnde Läuten der Glocken riß sie nach einiger Zeit wieder aus diesem Zustande der Erstarrung; sie wendete ihre Blicke nach dem Orte, woher die feierlichen Töne kamen; ein bitteres Lächeln umschwebte ihre zitternden Lippen; dann eilte sie der Kirche zu, wo eine Reihe glänzender Equipagen sie überzeugte, welches Fest hier begangen werden sollte. Aus Furcht, erkannt zu werden, begab sie sich nach einer andern Seite der Kirche, wo sie bei einer kleinen Thür stehen blieb. „Da ist sie endlich, die Stunde, rief sie aus, welche über mein Schicksal entscheiden soll! Verhallet jetzt, ihr Töne der Freude, oder verwandelt euch in ein dumpfes, trauriges Grabgeläute! Ja, dieses Paar müsse erinnert werden, daß allen Sterblichen ein gleiches Loos beschieden ist . . . aber noch einmal kann ich ihn sehen, zum letzten Male

die Züge betrachten, welche mein Herz mit Verzweiflung erfüllen.“

Sie trat hierauf in die Kirche, wo sie in einem Winkel hinter einem Pfeiler Platz nahm. Schon stand ein ehrwürdiger Priester am Altare, vor welchem ein Brautpaar auf ewig mit einander verbunden werden sollte. In den Gesichtern aller Umstehenden laß man die Zufriedenheit, aber der lächelnde Ausdruck des Vergnügens herrschte nicht in den Zügen der beiden Neuvermählten. Die junge Braut war schön und von dem reizendsten Wuchse; man hätte sie mit der Mutter der Grazien vergleichen können, wenn nicht der Zauber ihres Gesichts durch den stolzen und hochmüthigen Blick getilgt worden wäre. Im Gegentheil herrschte Sanftmuth in den Zügen des jungen Mannes; doch war die Heiterkeit von seinem Gesichte verschwunden; leise Seufzer entwandten sich seiner beklemmten Brust, und das Gefühl des Schmerzes schien das einzige zu sein, welches ihn in diesem Augenblick belebte.

Die verzweiflungsvolle Unbekannte warf

einen prüfenden Blick auf ihn. „Er ist nicht glücklich! rief sie aus, er wird es niemals sein; denn sein edles, großmüthiges Herz bringt jetzt das schrecklichste Opfer, indem er sich mit einer stolzen Frau verbindet. Wird diese ihn über den Tod eines Wesens trösten können, daß er liebte? . . . doch sieh! schon geben sie sich die Hände . . . o Gott! ich bin verloren!“ —

Der Priester sprach in diesem Augenblick mit feierlicher Stimme die Trauungsformel aus; ein lauter Schrei entfuhr den Lippen der Unbekannten, die nun pfeilschnell aus der Kirche eilte, und Niemand hemmte ihren Lauf. Auf unwegsamem Pfaden gelangte sie an das Ufer des Flusses, über welchen sich steile Felsen herniederbeugten; hier warf sie sich auf die Knie, und betete einige Augenblicke lang zu ihrem Gotte . . . dann stand sie auf, und stürzte sich mit einem fürchterlichen Schrei in die schäumenden Fluthen . . . noch einige Male erschien sie auf Oberfläche der Wellen, und dann bedeckte das nasse Grab ihre sterbliche Hülle. —

Das Fest, welches heute in dem Schlosse Reichenstein gefeiert wurde, hatte zur Veranlassung die Vermählung des jungen Grafen Ferdinand von Hochberg mit der Tochter Rosalie des Grafen von Lobethal, beide aus den ältesten und reichsten Familien des Rheins entsprossen. Ferdinand war der einzige Sohn des alten Grafen Wilhelm von Hochberg, dessen Stolz und ganze Hoffnung nur auf ihm beruhten, als dem letzten Sproßling der Familie.

Graf Wilhelm war seit langer Zeit Wittwer, und besaß auch eine Tochter, Charlotte, welche schon in ihrer frühesten Jugend die Liebenswürdigkeit zeigte, welche sie von ihrer Mutter ererbt hatte; zugleich war ihr eine Stärke des Charakters eigen, welche über die gewöhnlichen Kräfte ihres Geschlechts und Alters ging. Als sie den Kinderjahren entwachsen war, schien es der Natur zu gefallen, sie mit allen Reizen schmücken zu wollen: ihr Wuchs war bezaubernd, obgleich sehr zart, und auf ihrem Gesichte hatten sich die Lilien und die Rosen vereinigt, ihre Schönheit zu erhöhen.

Ferdinand, ihr Bruder, war ein Jahr jünger als sie, und verband mit den regelmäßigen Zügen einer männlichen Schönheit den feinsten Anstand in seinem ganzen Wesen. Der junge Ferdinand und seine reizende Schwester wurden von Jedermann geliebt und bewundert; unter ihnen selbst herrschte die zärtlichste Zuneigung, so daß es für Ferdinanden kein Vergnügen gab, wenn es seine Schwester nicht mit ihm theilen konnte, und was den einen betrübte, machte auch den andern traurig; kurz ihr Geschmack und ihre Empfindungen waren dieselben, und man sah sie stets beisammen. Der alte Graf Wilhelm setzte sein ganzes Vertrauen auf seine Kinder, und hoffte, daß sie einst dem Range, in welchem sie geboren waren, vollkommen Ehre machen würden.

Dieser glückliche Vater hatte zum vertrautesten Freunde den Grafen Lobethal, dessen Gemahlinn aus fürstlichem Blute entsprossen war. Stolz war der Hauptzug in dem Charakter dieser Frau, welche ihren Gemahl mit mehreren Kindern beschenkte;

aber von allen blieb nur ein Sohn, Namens Gustav, und eine Tochter Rosalie am Leben. Die geringe Entfernung, in welcher die Schlösser Lobethal und Reichenstein von einander lagen, unterhielt zwischen beiden Familien eine innige Freundschaft; alle Mitglieder derselben liebten sich wie Brüder und Schwestern, und genossen ein gleiches Vergnügen dabei, sich zu sehen.

Dieses gegenseitige Glück wurde durch die Abreise der Familie Lobethal nach Wien gestört, woselbst sie sich mehrere Jahre lang aufhielt. Während dieser Zeit sah der Graf Wilhelm mit Entzücken, wie seine Kinder mit jedem Jahre an Reiz und Anmuth zunahmen, und zum ersten Male fiel ihm jetzt der Gedanke an die Möglichkeit einer doppelten Verbindung zwischen den beiden Familien ein. Sobald daher der Graf Lobethal zurückgekehrt war, eilte Graf Wilhelm nach seinem Schlosse, wo er mit allen Zeichen des wahren Vergnügens aufgenommen ward. Voller Freude bemerkte er die Fortschritte, welche Gustav und Rosalie während

ihrer langen Abwesenheit gemacht hatten. Der erstere war groß und stark geworden, und in seinem ganzen Wesen herrschte die liebenswürdigste Leichtigkeit und Gefälligkeit; seine Augen waren lebhaft und geistreich, auf seinen Lippen schwebte stets das Lächeln des Wohlwollens, und seine Unterhaltung, obgleich lustig und fröhlich, gab einen Beweis von seinem tiefen Verstande und seinen vielen erworbenen Kenntnissen. Der Wuchs und das Gesicht der jungen Gräfinn Rosalie waren reizend schön; aber die stolze Miene in ihren Zügen mäßigte die Bewunderung, die man bei dem ersten Anblicke für sie fühlte. — Bei diesem ersten Besuche konnte der Graf von dem Vorhaben, daß ihm so lebhaft am Herzen lag, noch nicht sprechen; er kehrte daher nach Hause zurück, mit der Zusage, am folgenden Tage mit seinen Kindern zum Mittagessen zu erscheinen.

Graf Wilhelm machte in Gegenwart seiner Kinder der Familie Lobethal die größten Lobeßerhebungen, so daß Ferdinand und Charlotte ungeduldig den Anbruch des folgenden

Tages erwarteten, wo sie ihre Jugendgespielen wiedersehen sollten. Wirklich empfangen sie auch einander mit der aufrichtigsten Zärtlichkeit und Freundschaft. Als Rosalie Charlotten an ihr Herz drückte, verschwand plötzlich jede Spur des ihr angeborenen Stolzes. Hierauf näherte sich ihr der Graf Ferdinand, und führte ihre niedliche Hand an seine Lippen; Rosalie erröthete und erblaßte zu gleicher Zeit; ja sie war einer Ohnmacht nahe; doch erholte sie sich augenblicklich, und versicherte, daß ihre Freude, ihre Jugendgespielen wiederzusehen, zu lebhaft sei, um sie mit Ruhe ertragen zu können. Gustavs Glück, die junge Gräfinn Charlotte wiederzusehen, war unaussprechlich, und er suchte ihr durch eine beständige zarte Aufmerksamkeit einen schwachen Beweis seiner Empfindungen zu geben.

Nach den ersten Herzensergießungen hatten sich die jungen Leute tausend verschiedene Dinge zu erzählen, und der Tag ging ihnen auf die angenehmste Weise vorüber; aber sobald sich Rosalie von ihrer innern Bewegung

völlig erholt hatte, nahm sie auch ihre hochmüthige Miene wieder an. Diese Veränderung entging dem Ferdinand keinesweges, und in der Ueberzeugung, daß Sanftmuth und Bescheidenheit die größten Zierden einer Frau sind, konnte er sich einer Art von Widerwillen gegen Rosalien nicht erwehren; er beschloß ihrem Stolze nicht noch mehr Nahrung zu geben, und behandelte sie mit ziemlicher Kälte.

Erst spät des Abends trennten sich die beiden Freundinnen. Graf Wilhelm lobte während der Rückfahrt nach Reichenstein den jungen Gustav außerordentlich, und seine Kinder stimmten ihm bei; besonders sprach Charlotte mit vielem Eifer von ihm, was ihren Vater entzückte. Sich an seinen Sohn wendend, entwarf er hierauf eine Schilderung von den Reizen und Talenten Rosaliens.

„Sie haben vollkommen Recht, lieber Vater,“ antwortete Ferdinand, „aber es fehlen ihr zwei wesentliche Eigenschaften, welche meiner Meinung nach alle übrigen Reize ersetzen.“

— Nun, und welche Eigenschaften wären dieß? fragte der Graf Wilhelm beunruhigt —

„Die Sanftmuth und Bescheidenheit, erwiederte Ferdinand; Sie haben doch gewiß ihren Stolz bemerkt, lieber Vater?“

— Ohne Zweifel, erwiederte dieser, sich in die Lippen beißend; die junge Gräfinn Rosalie ist etwas stolz, aber dieß ist mehr ein Fehler ihrer Erziehung, als ihres Herzens. —

Der Graf hatte Recht. Rosalie war unter der alleinigen Leitung ihrer Mutter erzogen worden, die ihr schon von früher Jugend den Stolz auf ihre vornehme Geburt und ihren Reichthum einflößte; so war es kein Wunder, daß sich Rosalie bald als einen Gegenstand betrachtete, dem man allgemeine Bewunderung schuldig sei. Während ihres Aufenthaltes in Wien hatten sich die Söhne der vornehmsten Familien um ihre Hand beworben, aber alle hatte sie zurückgewiesen, ohne nur einmal einen Grund zu ihrer Weigerung anzuführen.

Der Graf Wilhelm zögerte indessen nicht

lange, seinem Freunde den Plan zur Verheirathung ihrer kinderseitigen Kinder mitzutheilen. Graf Lobethal schien ihn mit Vergnügen anzuhören; aber er gestand ihm, daß er von Seiten seiner Tochter eine Weigerung fürchte, da er sie durchaus zu keiner Vermählung zwingen wolle; doch versprach er, diesen Antrag seinem Sohne und dessen Schwester mitzutheilen.

Der Graf von Lobethal hielt Wort, und kaum hatte er ausgeredet, als auch Gustav schon in den ihm gemachten Antrag voll Entzücken willigte, indem er gestand, daß er die zärtlichste Zuneigung zur Gräfinn Charlotte empfinde, und daß ihre Hand ihn auf den Gipfel aller seiner Wünsche heben würde. Jetzt wurde auch Rosalie zur Antwort aufgefordert; sie erblaßte. „Und Graf Ferdinand, sagte sie nach einigem Stillschweigen, theilt er den Wunsch seines Vaters?“

— Ohne Zweifel, erwiederte der Graf von Lobethal; beide werden sich glücklich schätzen, wenn deine Antwort sie nicht einer so schmeichelhaften Hoffnung beraubt. —

Rosalie stand mit vieler Würde von ihrem Stuhle auf. „Der Sohn des Grafen von Hochberg verdient einige Aufmerksamkeit und Rücksicht, sagte sie; ich schlage ihm also meine Hand nicht ab, wenn meine Familie diese Verbindung billigt.“

Der Graf und die Gräfinn von Lobethal waren von dieser unerwarteten Einwilligung entzückt, und zögerten nicht, dem Grafen von Hochberg die Antworten Gustavs und Rosaliens mitzutheilen. Dieser unterrichtete voller Freuden seine Kinder sogleich von dem Glücke, das sie erwartete, und erklärte überdies, daß sein Wille bei dieser Angelegenheit unumstößlich sei. Sowohl Charlotte als Ferdinand erstaunten über diese Neuigkeit, da beide noch nie an eine solche Verbindung gedacht hatten. Charlotte versicherte, daß sie für den Grafen Gustav Achtung und Freundschaft fühle, aber daß sie ihn nicht liebe, obgleich sie ihm auch keinen Andern vorziehen könne. Dieses Geständniß war ihrem Vater hinreichend, und derselbe bestand auf eine günstige Antwort von ihrer Seite; sie willigte, obgleich ungern,

ein, denn sie fühlte, daß ihr Herz keinen Theil daran hatte, indem sie den Wünschen ihres Vaters nachgab.

Während dieser Zeit ging Ferdinand im Zimmer auf und nieder, bis ihn endlich sein Vater anredete: „Nun, mein Sohn, ich erwarte jetzt auch Deine Antwort.“

— Ich habe nur so lange still geschwiegen, erwiederte Ferdinand, weil ich Ihnen zu mißfallen fürchtete; denn ich kann in die mir angetragene Verbindung nicht willigen. —

„Du kannst nicht? rief der Graf mit einem strengen Blicke; und was hast Du für Gründe?“

— Können Sie wünschen, lieber Vater, daß ich eine stolze und herrische, anmaßende Frau heirathen soll? —

„Welcher lächerliche Einwand! Du vergißt, von welchem hohen Geschlechte Rosalie abstammt, und hältst die Würde in ihrem Betragen, durch die sie sich auszeichnet, für eiteln Stolz! Die Verbindung, die ich Dir antrage, wird einen neuen Glanz über unsere Familie verbreiten; hüte Dich also, Dich mei-

nen Plänen zu widersehen! Ich habe diese Verbindung beschlossen, und sie wird Statt finden, ich will es!“

— Aber, lieber Vater, ich habe durchaus noch keine Lust, mich zu verheirathen, und so vollkommen, so schön die junge Gräfinn Rosalie auch sein mag, so flöht sie mir doch nicht im Geringsten den Wunsch dazu ein. —

„Ich will Dich nicht übereilen, mein Sohn, und Du sollst die Erlaubniß haben, zu heirathen, wenn Du willst; versprich mir nur, zu der von Dir selbst zu bestimmenden Zeit Dich mit der Tochter meines Freundes zu vermählen, und ich bin zufrieden.“

Ferdinand ging ohne zu antworten noch mehrere Male im Zimmer auf und nieder; sein Vater brachte es aber durch Drohungen und Bitten endlich dahin, daß er das von ihm verlangte Versprechen leistete, unter der Bedingung jedoch, zwei Jahre lang zu reisen, ehe die Vermählung vollzogen würde. Mit Vergnügen willigte Graf Wilhelm hierein, und gab seinem Sohne seine Zufriedenheit mit seinem Gehorsam zu erkennen.

„Wenn ich Ihren Wünschen nachgegeben habe, lieber Vater, sagte Ferdinand, so geschah es nur aus Achtung für Sie; aber ich muß gestehen, daß diese Heirath weit entfernt ist, mir zu gefallen, und wenn sie unglückliche Folgen haben sollte, so werden nur Sie allein die Schuld meines traurigen Schicksals tragen.“

Diese Worte machten den Vater unwillkürlich erbeben; aber er zwang sich, zu lächeln, und sagte: „Ich bin bereit, alle Gefahren auf mich zu nehmen, die für Dich aus der Verbindung mit Rosalien entstehen könnten.“

Z w e i t e s K a p i t e l .

So hatte Graf Wilhelm das Ziel seiner Wünsche erreicht, und seine Freude darüber ließ ihn weder die Traurigkeit seines Sohnes, noch seiner Tochter bemerken. Der herrische Charakter Rosaliens machte den ersteren indessen beklagenswürdiger, als seine Schwester; denn Gustav von Lobethal besaß die vorzüglichsten Eigenschaften, und da sein Herz der jungen Charlotte bereits völlig angehörte, so bewarb er sich eifrig um ihre Gegenliebe.

Um dem Versprechen, das sie ihrem Vater gegeben hatte, nachzukommen, empfing ihn Charlotte freundlich und bescheiden, und da der Jüngling von ihren Lippen das Geständniß ihrer Zuneigung nicht erlangen konnte, so beruhigte er sich bei jenem Versprechen.

Ferdinands Lage war äußerst unangenehm; er fühlte durchaus keine Zuneigung für Rosalien, und sollte dennoch das Betragen eines Liebhabers gegen sie annehmen! Daher betrieb er mit aller Eil die Vorbereitungen zu seiner Reise, und Rosalie verlor nie ein Wort über sein Vorhaben, zwei Jahr lang abwesend zu bleiben; denn da Ferdinand mit ihr nicht darüber sprach, so ließ es ihr Stolz nicht zu, davon anzufangen.

Fast täglich kamen die beiden Familien zusammen, und man machte häufige Lustpartien, zu denen auch die Spazierfahrten auf dem Rheine gehörten. Als man eines Tages von einer solchen Fahrt wieder nach Hause fuhr, bemerkte Charlotte am Ufer einen jungen Mann, der in das tiefste Nachdenken versunken zu sein schien, dessen Neuz

beres aber anzeigte, daß er von gutem Stande sein müsse. Charlotte machte den Grafen Gustav auf ihn aufmerksam, der sich ebenfalls über sein nachdenkendes Wesen wunderte. In diesem Augenblick landete man. Aber Charlotte, welche aufrecht stand, hatte sich gegen den heftigen Stoß nicht vorgesehen, welchen die Gondel dadurch erlitt, und ohne daß es im ersten Augenblicke von Jemanden bemerkt wurde, fiel sie ins Wasser. Fast nach einer Minute erhoben die Damen ein fürchterliches Angstgeschrei, und Gustav war im Begriff, ihr nach in den Fluß zu springen, um seine Geliebte zu retten, als er den Fremden sich vom Ufer hinabstürzen, Charlotten ergreifen, und mit ihr an's Land schwimmen sahe.

Da Charlotte nur sehr kurze Zeit im Wasser gewesen war, so kam sie bald wieder zu sich; sie öffnete die Augen, und erkannte ihre Freunde, deren Schmerz sich alsbald in die lebhafteste Freude verwandelte. In diesen Augenblicken der höchsten Verwirrung hatte man aber ganz vergessen, sich um den groß-

müthigen Ketter zu bekümmern, und als Rosalie seiner zuerst erwähnte, war er nirgends mehr zu sehen. Der Gedanke, diesem Wohlthäter nicht einmal ein Wort des Dankes gesagt zu haben, erfüllte Alle mit dem größten Bedauern, und Graf Ferdinand durchsuchte das felsige und mit Gebüsch bewachsene Ufer, in der Hoffnung, ihn noch wiederzufinden.

Unterdessen brachte man Charlotten nach dem Schlosse Reichenstein zurück, wo sie sich bald von ihrem Unfalle erholte; und da man ihr sagte, daß der junge Mann, den sie am Ufer bemerkt hatte, ihr Ketter gewesen sei, bezeigte sie das lebhafteste Verlangen, ihm ihren Dank abzustatten. Allein man konnte ihr nicht willfahren, indem Ferdinand unverrichteter Sache zurückkehrte. „Welch ein edler junger Mann! rief er aus; wie viel möchte ich darum geben, wenn ich erfahren könnte, wem wir so große Verbindlichkeit schuldig sind. Aber um welchen Preis es auch sei, so will ich alle Mittel anwenden, ihn zu entdecken!“

— Wollte Gott, daß es dir gelänge, lieber Bruder, erwiederte Charlotte; ich werde nicht eher ruhig sein, als bis ich ihm meinen Dank habe abstaten können. Ein gewisses Etwas, das ich mir selbst nicht erklären kann, zwang mich schon, ehe ich noch in den Fluß fiel, immer wieder nach ihm hin zu blicken, und ich fühle jetzt ein unbeschreibliches Verlangen, ihn wiederzusehen. —

Die Lebhaftigkeit, mit welcher Charlotte diese Worte sprach, stößte Gustaven eine Art Eifersucht ein, und eine geheime Furcht ließ ihn wünschen, daß der Fremde stets unbekannt bleiben möchte. Zum Theil wurden seine Wünsche auch erfüllt, denn weder der Graf Hochberg, noch sein Sohn erhielten von ihm eine Nachricht.

Nicht lange nach diesem Vorfalle trat Ferdinand seine Reise an und versetzte dadurch beide Familien in eine große Betrübniß. Rosalie, ihr Bruder und Charlotte waren seit dieser Zeit fast beständig bei einander, aber die letztere verlor allmählich ihre natürliche Fröhlichkeit, und überließ sich einer tiefen

Schwermuth, die von ihren Freunden als eine Folge der Trennung von ihrem Bruder angesehen wurde, den sie innig liebte. Gustav wendete Alles an, um ihren Kummer zu zerstreuen, aber je mehr er ihr seine Zärtlichkeit an den Tag legte, desto mehr schien sich Charlottens Betrübniß zu vergrößern.

Man erhielt mehrere Briefe vom Grafen Ferdinand; ein halbes Jahr war bereits verflossen, und Charlottens dahinschmachtender Zustand wurde immer beunruhigender. Gustav bemerkte mit Schmerz, daß ihr Betragen gegen ihn sich sehr sichtbar veränderte; sie suchte seine Gesellschaft zu vermeiden, und sich der Einsamkeit zu überlassen; aber Alles dieses verminderte seine Liebe zu ihr nicht. Indessen glaubte er sich überzeugt zu haben, daß Charlottens Kummer von der bevorstehenden Verbindung mit ihm herrühre, und theilte diese seine Furcht dem alten Grafen Hochberg mit. Dieser versicherte ihn, daß seine Tochter nie den geringsten Einwand gegen diese Heirath gemacht habe, ja daß sie jederzeit bereit sein würde, ihr gegebenes

Versprechen zu erfüllen. Er näherte dadurch eine so schmeichelhafte Hoffnung in Gustaven, daß dieser bat, seine Vermählung nicht länger aufzuschieben, woein der Graf Hochberg auch willigte. Letzterer begab sich gleich darauf in das Zimmer seiner Tochter und kündigte ihr an, daß ihre Verbindung mit dem jungen Grafen Lobethal in wenigen Tagen Statt finden würde.

Charlotte erblaßte, suchte sich indessen von ihrem Schrecken zu erholen. „Schön lange, sagte sie, habe ich gewünscht, mich mit Ihnen über diesen Gegenstand zu unterreden, allein die Furcht hat mich immer abgehalten. Jetzt betrübt es mich sehr, lieber Vater, daß ich Sie, so wie Gustaven, bisher in einer Hoffnung gelassen habe, die ich unmöglich erfüllen kann; kurz, ich gestehe Ihnen frei, daß ich den Grafen Gustav von Lobethal nicht heirathen kann.“

— Was? schrie der Graf, dessen Züge Erstaunen und Zorn ausdrückten; habe ich recht gehört? Du könntest Willens sein, dein feierliches Wort zu brechen? —

„Was ich so eben sagte, lieber Vater, stimmt völlig mit den Empfindungen meines Herzens überein; so schmerzlich es mir auch ist, Ihren Plan auf diese Art zu zerstören: ich wiederhole es, daß Gustav unmöglich mein Gatte werden kann.“

— Und warum kannst Du Dein Versprechen nicht erfüllen? schrie der Graf mit zorn-erstickter Stimme. Welche Ursache hast Du zur Weigerung? —

„Ich liebe einen Andern, mein Vater, erwiederte Charlotte mit Festigkeit; dies ist genug, um mich an der Erfüllung Ihrer Wünsche zu verhindern. Ich habe dem Gegenstande meiner Zärtlichkeit Treue, er mir die seinige geschworen, und Nichts auf der Welt kann uns mehr von einander trennen.“

Es würde unmöglich sein, den Zorn des Grafen bei dieser Erklärung seiner Tochter zu beschreiben. Er überhäufte sie mit Schmähsreden, aber Charlotte blieb fest in ihren Antworten, ohne jedoch gegen die ihrem Vater schuldige Achtung zu fehlen. — Wer ist der

Vertwegene, rief er aus, der Dich so von dem Wege Deiner Pflicht abgeführt hat! Nenne ihn mir, daß ich ihn meinen gerechten Zorn fühlen lassen kann! —

„Niemals! antwortete Charlotte, nie werde ich ihn nennen, und ihn Ihrer ungerechten Rache überliefern; auf mich allein mögen die Folgen Ihres Zorns zurückfallen, aber selbst wenn ich auf immer Ihre Liebe und Achtung verloren haben sollte, wird dieß weder meinen festen Entschluß, noch mein Schicksal ändern können.“

Diese Worte, welche sie mit der größten Ruhe aussprach, steigerten den Zorn des Grafen auf's Höchste. Er machte ihr die schrecklichsten Vortwürfe, und schwur, sie einzusperrern, damit sie seiner Familie keine Schande bringen könnte, indem sie sich mit einem Manne, dessen Stand ohne Zweifel weit unter dem ihrigen war, verbände.

Charlotte unterwarf sich, ohne eine Klage, geduldig der Strenge ihres Vaters, der seine Drohung wirklich in Erfüllung brachte, in

dem er hoffte, sie dadurch zum Gehorsam zu bringen; indessen kannte er die Festigkeit ihres Charakters, und fürchtete, seine Hoffnung völlig vernichtet zu sehen. Wirklich blieb Charlotte bei seinen Drohungen, wie bei seinen Bitten, standhaft. Mehrmals wiederholte ihr Vater das Anerbieten, sie wieder in Freiheit zu setzen, wenn sie den Namen ihres Geliebten nennen wollte; allein sie zog es vor, in ihrem Zimmer eingeschlossen zu bleiben, wo sie Niemanden, als ihr Kammermädchen zu sehen bekam.

Man kann sich leicht vorstellen, in welcher Stimmung dieser ehrgeizige Vater sein mochte, als seine Tochter sich standhaft weigerte, dem Grafen Gustav ihre Hand zu geben. Wie sollte er diesem den Ungehorsam Charlottens bekannt machen, wie ihn entschuldigen, ohne fürchten zu müssen, den alten Grafen Lobenthal dadurch zu beleidigen? Die liebenswürdige Gefangene überhob ihn dieses unangenehmen und schwierigen Geschäfts; sie schrieb an den Grafen Gustav einen Brief voller Beredsamkeit, und machte ihm darin das

Geständniß ihrer Liebe zu einem Andern, indem sie zugleich seine Großmuth ansuchte, mit der Versicherung, daß ihr Schicksal einzig und allein nur von ihm abhängt.

Charlotten's Kammermädchen überbrachte dieses Schreiben, das Gustav schon voller Ueberraschung erbrach; aber welcher Schmerz für ihn, als er mit dem Inhalte desselben bekannt wurde! Alle seine süßesten Hoffnungen waren auf einmal dahin; der Arnie war wie versteinert. — Indessen überzeugte ihn seine Vernunft bald, daß er sich schon lange hätte auf diese Begebenheit vorbereiten sollen, und seine natürliche Großmuth behielt über alle übrigen Gefühle die Oberhand; ja er fühlte selbst einen Theil der Leiden seiner Freundin, und beschloß ihr dadurch einen Beweis von der Gewalt seiner Zärtlichkeit für sie zu geben, daß er sein eigenes Glück dem ihrigen zum Opfer brachte. Er antwortete daher Charlotten in den rührendsten Ausdrücken, daß er sie ihres gegebenen Versprechens entbinde, konnte sich aber doch nicht enthalten, hinzuzufügen, daß sein Glück auf

immer zerstört sei, da er unmöglich je eine Andere lieben könnte.

Der Graf Hochberg war froh, als er sah, daß er auf diese Art eines höchst unangenehmen Geschäfts überhoben worden sei; noch mehr aber, daß die Weigerung seiner Tochter auf die Freundschaft des alten Lobethal durchaus keinen Einfluß hatte; indessen schmeichelte er sich immer noch, seine Tochter durch ihre fortdauernde Gefangenschaft endlich nachgiebiger zu machen. Allein er wurde auf eine grausame Art überzeugt, daß er sich geirrt habe. Charlotte fand Mittel, das väterliche Schloß heimlich zu verlassen, und da auch ihr Kammermädchen verschwunden war, so schien es gewiß, daß dieselbe ihre Herrschaft auf ihrer Flucht begleitet hatte. Alle Nachforschungen blieben vergebens, und da man nicht einmal eine Spur von dem Wege, den Charlotte genommen, finden konnte, so verlor man jede Hoffnung, ihren Aufenthaltsort zu entdecken. Nur der Gedanke, daß sie sich wahrscheinlich mit ihrem Geliebten auf ewig verbunden haben möchte und daher verborgen

bleiben müsse, konnte den unglücklichen Vater trösten; denn er fürchtete nichts so sehr, als daß ihre Heirath mit einem Manne unter ihrem Stande bekannt würde. Gustav hatte seinen ganzen Muth und alle seine Kraft nöthig, um dem Kummer, der ihn gänzlich zu verzehren drohte, zu widerstehen, und es gelang ihm auch einigermaßen; aber Charlotten ganz zu vergessen, war ihm unmöglich.

Je länger unterdessen Graf Ferdinand aus dem väterlichen Hause abwesend war, desto seltener wurden seine Briefe, die endlich ganz ausblieben. Jedermann beunruhigte sich hierüber sehr, am meisten aber Rosalie, die dieß als den sichersten Beweis von Ferdinands Kälte gegen sie ansah, und ihren Stolz dadurch auf's Höchste beleidigt fühlte. Mit Schmerz bemerkte Ferdinands Vater diese Gesinnungen Rosaliens, und wahrlich, dieser arme Mann befand sich in der unangenehmsten Lage von der Welt, indem er bedachte, daß er das Glück seiner Kinder aufgeopfert habe, bloß um sie zur Erfüllung seines Willens zu zwingen. Nur auf Ferdi-

nand setzte der Graf noch seine ganze Hoffnung, und er wartete mit der größten Ungeduld auf seine Rückkehr.

Endlich kam Ferdinand unvermuthet von der zweijährigen Reise zurück, ohne vorher seinen Vater oder sonst Jemanden davon benachrichtigt zu haben. Dieser eilte seinem Sohne mit der lebhaftesten Freude in die Arme, und bemerkte es nicht einmal, wie traurig und niedergeschlagen er war. Auf die Frage nach seiner Schwester Charlotte antwortete Graf Wilhelm, daß sie grade nicht zu Hause sei; als sich Ferdinand hierauf mit einer ungewissen Stimme nach der Familie Lobethal erkundigte; entging dem Vater die Verlegenheit seines Sohnes nicht, und er beschloß sogleich, das Herz desselben auszuforschen. Er fing damit an, Rosaliens außerordentliche Schönheit zu loben, welche in seiner Abwesenheit noch zugenommen habe, und endigte mit den Glückwünschen wegen der bevorstehenden Verbindung mit einem so liebenswürdigen Mädchen.

In der Erwartung einer Antwort wagte

er kaum zu athmen; die Erfüllung aller seiner Wünsche schien von den Worten abzuhängen, welche sein Sohn aussprechen würde. Dieser erwiderte mit einer zitternden Stimme: „Ich war nicht darauf gefaßt, lieber Vater, schon so bald über einen so wichtigen Gegenstand befragt zu werden; indessen will ich Ihnen von meinen Empfindungen bestimmte Rechenschaft geben, da ich grausam sein müßte, wenn ich Sie und Rosalien durch falsche Hoffnungen täuschen wollte. Ich erkläre Ihnen daher hiermit unumwunden, daß ich mich nicht mit ihr verbinden kann.“

Diese Worte waren kaum aus seinem Munde, so fiel der Graf in seinen Lehnstuhl zurück; es war ihm unmöglich, vor Zorn nur ein einziges Wort hervorzubringen. Ferdinand erstaunte über diese Heftigkeit, und suchte ihn zu beruhigen. Vergebens! rief der Graf aus, vergebens ist dein Zureden, denn deine Antwort hat wie ein Blitzstrahl auf mich gewirkt. Mein Sohn, in den ich meine ganze Hoffnung setzte, hat meine theuersten Pläne zerstört! Weißt du nicht,

daß die Verbindung unserer alten Familie mit der Familie von Lobethal von jeher mein Lieblingswunsch war?“

— Aber, lieber Vater, unterbrach Ferdinand, er kann ja immer noch in Erfüllung gehen, und diese Gewißheit giebt mir den Muth, mich Ihrem Willen zu widersetzen. Ist eine Vermählung meiner Schwester mit dem Grafen Gustav nicht hinreichend, unsere Familien zu verbinden? —

Der alte Graf konnte seinen Schmerz bei dieser Antwort seines Sohnes nicht unterdrücken; mit thränenden Augen nahm er dessen Hand. „Ach, rief er aus, du kennst unser Unglück noch nicht! Charlotte hat ihren Vater verlassen, ich habe keine Tochter mehr! Durch ihre schändliche Flucht hat sie mich gezwungen, mein gegebenes Wort zu brechen, und kaum habe ich mich von diesem Schmerz erholt, so will auch mein Sohn noch meinen guten Namen beflecken, mich meineidig machen.“

— Halten Sie ein, lieber Vater, ich bitte Sie, erklären Sie mir näher, was Sie so

eben sagten! O Gott! was ist aus meiner unglücklichen Schwester geworden? —

„Ich weiß es nicht und will es auch nicht wissen; sie hat sich meiner Zärtlichkeit unwerth gemacht.“ Hierauf erzählte der Graf von ihrer Liebe zu einem Unbekannten, von ihrer Flucht und den vergeblichen Nachforschungen nach ihr. „Nur der Gedanke, daß ich noch einen Sohn habe, der meine wankende Ehre aufrecht erhalten würde, fuhr er fort, hat mich noch getröstet; aber ach! ich finde, daß er entartet, verdorben ist. Fahre fort auf dem Wege, den Du betreten hast; sieh Deinen Vater von dem Grafen Lobethal verachtet, seinen Namen besleckt, seine Ehre verloren, und wenn Du Dich dann an diesem Schauspiel gesättigt hast, so rufe in dem Uebermaß Deiner Freude aus: Ich habe das Werk vollendet, das meine Schwester angefangen hat; ich habe meinem Vater den Dolch in's Herz gestoßen!“

Ferdinand erschrak über die Verzweiflung des Grafen, auf eine solche Prüfung war er nicht vorbereitet; denn die Ehre seiner Fa-

milie war ihm so theuer, als sein Leben. Er sahe nur zu sehr ein, in welcher schrecklichen Verlegenheit sich sein Vater befand, und so mächtig auch die Ursachen sein mochten, um sein früher gegebenes Versprechen nicht halten zu wollen, so war die Stimme der Natur in ihm doch noch stärker. Er beschloß seinen Vater zu retten; nachdem er lange im Zimmer auf und nieder gegangen war, stand er vor ihm still, und sagte: „Ich werde Alles thun, um den guten Namen meines Vaters aufrecht zu erhalten; Ihr Sohn wird Ihre Wünsche erfüllen.“

Der Graf drückte seinem Sohne die Hand; dieser Strahl von Hoffnung gab ihm ein neues Leben, und er war nicht im Stande, weiter etwas vorzubringen, als die Worte: „Ferdinand! o Ferdinand, täusche mich nicht!“

— Nein, mein Vater, antwortete dieser, alle Rücksichten müssen bei dem Anblicke ihrer Leiden schwinden. Ach, Schwester! unglückliches Mädchen, möchte dein Glück die Belohnung für das Opfer sein, das ich dir bringe, um dein unvorsichtiges Betragen ei-

nigermassen wieder gut zu machen! Ja, ich schwöre jetzt, der Gräfinn Rosalie meine Hand zu geben.

„O, mein Sohn! mein theurer Sohn! rief der Graf; an diesen edlen Empfindungen erkenne ich dich wieder! Die Ehre hat ihren Platz in deinem Herzen wieder eingenommen! Mein Ferdinand, empfang den Segen deines Vaters.“

D r i t t e s K a p i t e l .

Sobald die Nachricht von Ferdinands Wiederkehr im Schlosse Lobethal bekannt wurde, eilte Gustav mit aller Ungeduld der innigsten Freundschaft nach Reichenstein, um den Grafen Ferdinand wieder zu sehen, und dieser empfing ihn eben so herzlich und freundschaftlich. Gustavs ganzer Schmerz über den Verlust seiner Geliebten erwachte bei dem Anblicke Ferdinands von Neuem wieder, und als der Letztere in Betreff seiner Schwester einige Worte fallen ließ, sagte Gustav: Sie ist auf immer für mich verloren, aber in meinem Herzen herrscht sie stets

mit gleicher Gewalt, und nie wird eine Andere ihr Bild daraus entfernen können. Doch, fuhr er mit theilnehmender Miene fort, wir können immer noch Brüder werden, Ferdinand; denn meine Schwester ist ihrem Versprechen getreu.“

Bei dieser Versicherung fühlte Ferdinand, wie schwer es ihm geworden sein würde, von dieser Verbindung zurückzutreten. „Es ist wahr, erwiederte er lebhaft, das Glück erwartet mich bei dem Besitz deiner liebenswürdigen Schwester, und ich bin voller Ungeduld, sie wiederzusehen; aber glaube mir, Gustav, das Vergnügen, dich Bruder zu nennen, wird meine Freude noch verdoppeln.“

Graf Ferdinand sprach ganz so, wie es sein Herz ihm eingab; denn die Großmuth war, wie man schon weiß, eine seiner größten Tugenden, und diesem Gefühle war er fähig auch sein Theuerstes aufzuopfern. — Gustav, von dem Eifer seines Freundes geschmeichelt, ladete ihn ein, ihn zu seinen Eltern zu begleiten, und Ferdinand willigte ein.

Rosalie hatte mit einer geheimen Bewe-

gung ihres Herzens Ferdinands Rückkehr vernommen, und als sie erfuhr, daß er im Schlosse sei, hatte sie lange Zeit nöthig, um sich zu sammeln; endlich beschloß sie, ihren ganzen Stolz zu Hülfe rufend, ihn kalt zu empfangen; denn sie erinnerte sich an seine Nachlässigkeit, ihr während seiner Abwesenheit zu schreiben. Aber Ferdinand eilte, als sie in den Salon trat, mit solcher Lebhaftigkeit auf sie zu, drückte ihr so innig die Hand, und richtete so zärtliche Worte an sie, daß sie ihren Entschluß vergaß und ihn sehr wohlwollend aufnahm. Ihr edler Anstand, ihre Reize, die sich noch seit zwei Jahren vermehrt hatten, erregten Ferdinands Bewunderung und rührten sein Herz; von diesem Augenblick an nahm er sich fest vor, die zärtlichen Erinnerungen, die ihn bisher beschäftigten, in Vergessenheit zu begraben, und sich ganz der Gräfinn Rosalie zu weihen. Dieses junge Mädchen vergaß dagegen in seiner Gegenwart ihren gewöhnlichen Stolz und den ihr von ihrer Mutter eingefloßten Hochmuth.

In Folge dieses Besuches schien Jedermann zufrieden zu sein, und um die Ungeduld des alten Grafen Hochberg zu befriedigen, wurde festgesetzt, daß die Vermählung Ferdinands mit Rosalien in wenigen Tagen Statt finden sollte. Bis dahin war Ferdinand täglich auf dem Schlosse Lobethal, und obgleich dem Brautpaare das Geständniß einer gegenseitigen Zuneigung noch nicht entschlüpft war, so schienen sie doch ziemlich glücklich zu sein; jemehr aber der bestimmte Zeitpunkt herannahte, desto nachdenkender und zurückhaltender wurde Ferdinand; was zwar Rosalie mit Kummer bemerkte, sich jedoch durchaus keine Aeußerung darüber erlaubte, da die Sachen schon zu weit gediehen waren, um noch zurücktreten zu können.

Endlich erschien der Tag, an welchem die Erben zweier der ältesten Familien in Deutschland mit einander verbunden werden sollten. Man begab sich in die Kirche zu Reichenstein, und der Geistliche fing seine Trauungsrede an. Sowohl Ferdinand, als Gustav schienen äußerst traurig, denn in dem Letzteren mußte

diese Ceremonie sehr schmerzliche Erinnerungen verursachen; Rosalie betrug sich mit ihrem gewöhnlichen edlen und würdevollen Anstande. Die Trauung war beinahe vorüber, als ein durchdringender Schrei durch die ganze Kirche erschallte; aber Niemand konnte die Ursache davon ergründen, da man an dem Orte, von wo der Laut hergekommen war, Niemanden erblickte; indessen zitterte Graf Ferdinand unwillkürlich. Er erblaßte, sein ganzer Körper schien zu wanken; starr blickte er nach einem und demselben Orte hin, als wenn er erwartete, daß Jemand erscheinen würde; indessen blieb Alles ruhig, und die Ceremonie ward ohne Unterbrechung beendigt.

Ferdinand, in dessen Gesichtszügen der Ausdruck der Schwermuth und des Schreckens lag, führte seine junge Gemahlinn stillschweigend an den Wagen, um nach dem Schlosse Reichenstein zurückzukehren, wo sie von nun an ihre Wohnung haben sollte. Allenthalben herrschte hier Freude und Fröhlichkeit, und der alte Graf Wilhelm war außer sich vor Entzücken, seinen theuersten Wunsch endlich

erfüllt zu sehen; doch mäßigten die trüben Blicke seines Sohnes einigermaßen sein Vergnügen.

Raum war Rosalie in ihr Toilettenzimmer getreten, so erschien eins ihrer Mädchen mit der Nachricht, daß man im Schlosse einen Korb abgegeben habe, der für die junge Gräfinn bestimmt sei.

„Für mich?“ rief Rosalie voller Erstaunen; „von wem? Was ist in dem Korbe befindlich?“

— Ich weiß es nicht, gnädige Frau; ein fremder Mann hat ihn abgegeben, mit dem Bemerkten, daß keine Antwort nöthig sei. —

„Außerordentlich!“ erwiderte Rosalie; „bringe ihn sogleich hierher.“

Das Mädchen trat bald darauf mit dem Korbe, der ziemlich schwer war, wieder ein, und setzte ihn vor ihrer Herrschaft auf einen Tisch. Rosaliens Erstaunen vermehrte sich, als sie sahe, daß die Aufschrift bestimmt an sie, zur eigenhändigen Eröffnung des Korbes, gerichtet war. „Schneide die Stricke entzwei!“ sagte sie zu dem Mädchen, welches sich

diesen Befehl nicht zwei Mal wiederholen ließ. — Es ist vielleicht ein kostbares Hochzeitgeschenk, gnädige Frau, womit der Graf Ferdinand Sie hat überraschen wollen. —

Rosalie schüttelte den Kopf und schien nicht dieser Meinung zu sein. Nachdem der Deckel des Korbes abgenommen war, fand sie einige Wäsche, die sie herausnahm, und erblickte nun . . . weder Brillanten, noch sonst ein Hochzeitgeschenk . . . aber doch ein Kleinod . . . ein schönes schlummerndes Kind, auf dessen frischgerötheten Wangen das reizende Lächeln der Unschuld zwei allerliebste Grübchen bildete. —

Bei diesem so unerwarteten Anblicke stieß Gräfinn Rosalie einen Schrei des Erstaunens aus, und die Stimme ihres Kammermädchens, welches ihrem Beispiel folgte, übertönte noch die ihrige. Ferdinand und Gustav, welche sich in einem nicht entfernten Zimmer mit einander unterhielten, hörten dieses Geschrei, und eilten herbei; sie trauten ihren Ohren kaum, als Rosalie ihnen erklärte, was vorgefallen sei, und Ferdinand, sobald er das

kleine Wesen erblickte, welches immer noch schlief, gerieth in die schrecklichste Unruhe. Ein an die Gräfinn von Hochberg gerichtetes Schreiben war dem unschuldigen Geschöpf an die Brust geheftet, und enthielt Folgendes:

„Wenn je ein Gefühl der Menschlichkeit
„in Ihrem Herzen war, wenn Sie die süße
„Empfindung des Mitleidens kennen: ach, so
„beschwöre ich Sie, schenken Sie meiner armen
„kleinen Waise Ihr Wohlwollen; in diesem
„wichtigen Augenblicke, von welchem vielleicht
„Ihr ganzes Schicksal abhängt, verweigern
„Sie der Unschuld nicht Ihren Schutz! O,
„nehmen Sie bei ihr die Stelle einer unglück-
„lichen Mutter ein, die Ihnen dieses un-
„glückliche Pfand ihrer Liebe zu einem Meins-
„eidigen übergiebt, ehe sie ihren Leiden auf
„immer ein Ziel setzt! Ich beschwöre Sie,
„versagen Sie meinem Kinde Ihre Unter-
„stützung nicht; es ist drei Monat alt, von
„edler Abkunft und heißt Marie.“

Rosalie ließ den Brief aus ihren Hän-
den fallen, und Ferdinand that einen lauten
Ausruf, als er die kleine Marie in die Höhe

richtete, und sie näher betrachtete. Jetzt erwachte das Kind, und ließ die schönsten blauen Augen sehen.

Die Gräfinn Rosalie wendete sich an ihren Gemahl, als sie seine heftige Bewegung bemerkte. „Was soll ich thun?“ sagte sie zitternd.

— Was du thun sollst? erwiederte Ferdinand lebhaft; hat das Mitleiden nicht schon in deinem Herzen zu Gunsten dieses Kindes gesprochen? Kannst du noch fragen, was zu thun ist, da man dir schon den Weg, den du zu befolgen hast, vorgezeichnet hat? —

„Also glaubst du, daß ich diesem Kinde Mutter sein werde?“

— Ich glaube es nicht nur, sondern ich bestehe darauf, daß dieses Kind in meinem Hause Schutz finden soll. —

„Du bestehst darauf? antwortete Rosalie, vor Stolz erröthend; ist dieß die Sprache, die man gegen mich führen darf?“

Ferdinand hielt noch immer das Kind in seinen Armen, das jetzt jämmerlich zu schreien anfing. „Verzeih mir! rief er aus, meine

Uebereilung; die Theilnahme für dieses Kind hat mich zu weit geführt. Ich bitte dich also, dich mit mir zu vereinigen, um dieser armen Waise Schutz zu gewähren.“

— Lieber Bruder, liebe Schwester, sagte Gustav mit äußerst gerührter Stimme; diese Begebenheit wird doch nicht Ursache zu einer Mißbelligkeit zwischen Euch sein? Auch ich fühle eine lebhaftere Theilnahme für diese kleine Marie, denn wenn ich mich nicht sehr irre, so hat sie heilige Rechte an uns Alle. Seht diese Züge; haben sie nicht eine auffallende Aehnlichkeit? —

„Mit wem?“, fragte Ferdinand lebhaft.

— Mit einem Wesen, daß ich nie vergessen werde, und daß ich in diesem Kinde wiederzusehen glaube. Ist es noch nöthig hinzuzusetzen, daß es das lebendige Ebenbild der Gräfinn Charlotte ist? Ja, mein Herz sagt es mir, sie ist die Mutter dieses Kindes; ach, nehmen wir es in Schutz, ich nehme es als mein eigenes Kind an! —

Graf Ferdinand schien bei diesen Worten von Neuem wieder aufzuleben. Er trat

der Meinung Gustavs bei; aber Rosalie schien ungläubig zu sein, und richtete ihren Blick starr auf ihren Gemahl, der seine Bitte, die kleine Waise bei sich aufzunehmen, wiederholte. Da auch Gustav sich mit ihm vereinigte, so konnte sie ihren Bitten nicht länger widerstehen. Zwar war es unmöglich, die Aehnlichkeit des Kindes mit der Schwester ihres Gemahles in Abrede zu stellen; aber dennoch schien sie nicht zu glauben, daß diese die Mutter sei; „denn, sagte sie, man könnte diese Aehnlichkeit anderen und viel wahrscheinlicheren Gründen beimessen.“

— Und welches sind diese Gründe? fragte Ferdinand. — „Ich bin überzeugt, erwiederte sie, daß dein Herz selbst diese Frage beantwortet; übrigens aber, wenn ich mich irre, wünsche ich meine Muthmaßungen bei mir zu behalten. Es sei hinreichend, daß ich das Kind in Schutz nehmen und es mit der größten Sorgfalt erziehen werde, gleichviel, wem es angehören mag. Ja, fuhr sie mit lebhaftem Ausdrucke fort, die erste Handlung nach meiner Verheirathung sei, dir zu zeigen,

Ferdinand, daß ich mich über ein verachtungswürdiges Vorurtheil erhebe. Ich kann mich zwar eines grausamen Verdachtes nicht erwehren, aber ich wiederhole es: ich nehme die unglückliche Marie an Kindes Statt an.“

V i e r t e s K a p i t e l .

Die geheimnißvolle Uebersendung des Korbes störte die Freude dieses Tages, und verursachte Allen, die am meisten daran Theil nahmen, die unangenehmsten Empfindungen. Besonders schien Ferdinand äußerst beunruhigt zu sein; seine Theilnahme an dem Schicksal der Waise war augenscheinlich, und er blieb den ganzen Tag über in Traurigkeit und tiefes Nachdenken versunken. Rosalie wachte über jede seiner Bewegungen, und quälte sich ebenfalls mit unangenehmen Vorstellungen, während Gustav voller Wärme von der Aehnlichkeit des Kindes mit Charlotten sprach. Je länger er die unschuldigen Züge Mariens betrachtete, je mehr überzeugte er sich, daß Charlotte ihre Mutter sei.

Graf Ferdinand unterstützte die Behauptung

tung seines Schwagers aus allen Kräften, und gestand, daß er über diese Begebenheit völlig außer sich sei; „denn, sagte er, steht nicht in dem Briefe, daß die unglückliche Mutter nicht mehr am Leben ist? Diese Ueberzeugung macht mir fast unerträglichen Schmerz; stets schwebt mir ihr Leichnam vor den Augen. O, ich könnte den Verstand verlieren.“ Er schwieg, schlug sich mit den geballten Fäusten vor die Stirn, und zeigte durch sein ganzes Benehmen, daß die Qualen seines Innern wirklich unleidlich sein mußten.

Der alte Graf von Hochberg war über die Erscheinung des Kindes eben nicht erfreut, noch mehr aber mißbilligte er das Betragen seines Sohnes. „Wird denn die Erinnerung an Charlottens Verirrungen deinem Glücke stets im Wege stehen? rief er aus. Wie, Ferdinand, an einem so schönen Tage, wie der heutige, kannst du dich solcher Schwachheit überlassen, da doch Alles nur auf Vermuthungen beruht? Du bildest dir ein, daß dieses kleine Mädchen deine Nichte ist, ob-

gleich du doch nicht den geringsten Beweis dafür hast!“

— O, Herr Graf, unterbrach Rosalie, ich gestehe, daß Ferdinands Kummer sehr natürlich ist; denn dieses Kind hat ohne Zweifel sehr heilige Rechte auf Sie sowohl, als auf ihn. —

Der alte Graf erbehte. „Sie glauben also wirklich, daß Charlotte seine Mutter ist?“ — Rosalie antwortete hierauf nicht, und der Graf fuhr fort: „Glauben Sie im Ernst, daß das kleine Geschöpf mein Enkelinn ist?“

— Ja, Herr Graf, ich glaube es, antwortete Rosalie lebhaft; ich wette mein Leben darauf, daß das Kind zu Ihrer Familie gehört. —

„Nun dann kommt es mir auch zu, dieses unschuldige Wesen zu beschützen und zu versorgen; aber ich wünschte, daß unsere Meinung in Hinsicht auf seine Abkunft nicht bekannt würde.“

— Verzeihen Sie, Herr Graf; da die kleine Waise durch ihre unglückliche Mutter

mir zugesandt worden ist, so mache ich es mir zur Pflicht, ihrem Zutrauen zu entsprechen. Ich nehme die Sorge für das Kind auf mich; denn so tadelnswürdig die Mutter auch sein mag, so kommt es doch mir nicht zu, über sie zu richten; ich kann sie nur beklagen, und ihrem Unglück eine Thräne schenken. —

Ferdinand, von diesen Worten gerührt, stand auf und ergriff die Hand seiner Gemahlinn, indem er sie mit einem unbeschreiblichen Ausdruck anblickte. Sie warf ihm einen durchdringenden Blick zu, und fuhr fort: „Die Unglückliche hat das unschuldige Pfand ihrer ungesetzlichen Verbindung meinem Schutze anvertraut; verzeihen Sie also, Herr Graf, wenn ich dabei beharre, das Kind unter meinen Augen erziehen zu lassen; so bin ich gewiß, die Wünsche meines Gemahls zu erfüllen.“

— Ja, Du erfüllst sie, erwiederte Ferdinand lebhaft, und ich weiß nicht, wie ich Dir hinreichenden Dank dafür abstatte, noch wie ich die Bewunderung Deiner großmüthigen

Gefinnungen, in Absicht auf die Mutter der kleinen Marie, genug ausdrücken soll. Diese Gefinnungen machen Deinem Herzen Ehre, und erheben Dich über alle Beschreibung in meiner aufrichtigen Hochachtung. —

„Ich war schon im Voraus gewiß, Deinen Beifall zu erhalten, unterbrach Rosalie; aber ich würde in Verzweiflung sein, wenn ich Deine Hochachtung nur meiner Theilnahme an Mariens Mutter zu verdanken hätte. Sie ist ohne Zweifel mehr ein Gegenstand des Tadels, als des Mitleidens. Vielleicht kannst Du besser als ich diese Frage beantworten.“

Bei diesen Worten warf sie einen so ausdrucksvollen Blick auf Ferdinand, daß er sich über ihre Absicht dabei nicht täuschen konnte, und die Röthe, die sich plötzlich über sein Gesicht verbreitete, gab einen Beweis, daß er sie verstand. Rosalie errieth zugleich, was in seinem Innern vorging; sie glaubte in diesem Augenblick ihm gegenüber wie ein Riese zu sein, der ihn wie einen Wurm zertreten könnte, und entfernte sich voller Stolz und Hochmuth aus dem Zimmer. Ferdinand be-

trübte sich über dieses Betragen, aber er sagte zu sich selbst: „Nie werde ich der Sklave eines Weibes sein; noch weiß sie es nicht, daß ich nicht dazu gemacht bin, die lästigen Fesseln des Stolzes und der Verachtung zu tragen! Ach, warum muß ich verheirathet sein! Wäre ich den Regungen meines Herzens gefolgt, wie verschieden würden heute meine Empfindungen von den jetzigen sein! Aber nein, ich mußte meinem Vater gehorchen, und mich mit einer Frau wie Rosalie vermählen.“

Das zarte Alter der kleinen Waise erforderte die größte Sorgfalt für ihre Erhaltung, und da Rosalie wollte, daß sie unter ihren Augen bleiben sollte, so nahm sie eine junge und gesunde Amme in ihren Dienst. Aber der Graf und die Gräfinn Lobethal waren sehr unzufrieden über dieses ihrer Tochter anvertraute Pfand, da ihnen auch Ferdinands außerordentliche Niedergeschlagenheit nicht entgehen konnte.

Mehrere Tage lang war Ferdinands ganze Aufmerksamkeit nur auf die kleine Marie.

gerichtet, und er vernachlässigte daher Rosalien so sehr, daß er oft nicht einmal ihre Gegenwart bemerkte. Eine solche Gleichgültigkeit mußte natürlich die Eigenliebe dieser jungen Frau, die bisher stets nur von Bewunderern umgeben gewesen war, unendlich beleidigen. Von welcher unglücklichen Vorbedeutung mußte die Kälte, welche ihr Ferdinand gleich in den ersten Tagen nach der Vermählung schon zeigte, für die Zukunft ihrer Ehe sein! Wirklich entsprach auch der Erfolg dieser Vorbedeutung; Ferdinand und Rosalie waren nur Eheleute, weil die Trauungsformel sie mit einander verbunden hatte, und die Letztere, durch die Vernachlässigung ihres Mannes beleidigt, betrug sich gegen ihn mit einem Stolze und einer Zurückhaltung, welche seine Gleichgültigkeit nur noch vermehrte.

Ihrem Versprechen getreu ließ die Gräfin Rosalie der kleinen Marie ihre ganze Sorgfalt angedeihen; das Kind wuchs daher zusehends, und ward täglich stärker und schöner, so daß Rosalie eine wahre Zuneigung

zu ihm faßte. Aber weit stärker wurde Ferdinands Zärtlichkeit für Marien; sie war seine einzige Freude; Stunden lang brachte er damit zu, sie zu liebkoßen, und er vermied die Gesellschaft seiner Gemahlinn, die ihn öfters überraschte, wie er voll Entzücken in dem Anblick ihrer kindlichen Züge verloren war. In solchen Augenblicken konnte sich dann die Gräfinn nicht enthalten, ihm manche Vorwürfe zu machen.

„Ohne deine Zuneigung zu diesem Kinde, sagte sie eines Tages, würde ich glauben, daß du gar kein Gefühl hast; aber nur Marie ist so glücklich, deine ganze Zärtlichkeit zu besitzen, und allein deine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen.“

— Warum sollte mir das Kind nicht theuer sein? erwiederte der Graf lebhaft; die Gewißheit, daß es zu unserer Familie gehört, verdoppelt noch meine Liebe zu ihm, und ich bete es fest an, weil ich in seinen Gesichtszügen meine Schwester wiederzuerkennen glaube. —

„Ohne Zweifel, unterbrach Rosalie, ist

dir das Andenken an Mariens Mutter stets gegenwärtig. Ach, Ferdinand, wer sich Einmal von dem Wege der Wahrheit entfernt, setzt sich dadurch selbst unter seines Gleichen hinab! Ja, Ferdinand, obgleich du mir die größte Ursache giebst, mich beleidigt zu fühlen, so kann ich dich doch nur beklagen.“

— Welche Sprache! rief der Graf, zornig aufstehend, und mit barschem Tone. Ich bin daran nicht gewöhnt, und werde sie nie dulden, selbst nicht von dir! Anmaßung und Hochmuth bei einem Weibe waren stets die Gegenstände meines größten Abscheus, während Sanftmuth und Bescheidenheit immer eine gewisse Gewalt über mich behielten. — Du weißt jetzt, wie ich in dieser Hinsicht denke; wähle also zwischen meiner Gleichgültigkeit und meiner Hochachtung. Dein Betragen würde vielleicht bei einem furchtsamen Liebhaber von gewünschtem Erfolge sein, aber nie wird es dir bei einem Manne Nutzen bringen, der entschlossen ist, seine Vorrechte zu behaupten. —

Nach diesen Worten verließ der Graf das

Zimmer, und Rosalie ließ ihn schweigend gehen. Ein Strom von Thränen entstürzte ihren Augen, und sie überließ sich ganz ihren schmerzlichen Empfindungen, bis endlich die kindlichen Liebkosungen der kleinen Marie sie aus ihrer Niedergeschlagenheit weckten. Die Gräfinn blickte das Kind mit Theilnahme an, in welche sich tiefer Kummer mischte. „Ach, rief sie aus, du bist die unschuldige Ursache meiner Leiden; du weißt nicht, daß du mein armes Herz täglich mit neuen Dolchstichen durchbohrst! Wie unglücklich ist meine Lage! O, wenn deine Mutter wüßte, was ich leide, gewiß würde sie mich beklagen! Ach, warum habe ich mich verheirathet?“

Als sie diese letzten Worte aussprach, trat der alte Graf Hochberg ein, und fragte nach der Ursach ihres Kummers. Sie suchte sie ihm zwar zu verbergen, allein er war überzeugt, daß sein Sohn Schuld an diesen Thränen sei, und suchte ihn daher auf, um ihm Vorwürfe über sein grausames Betragen gegen Rosalien zu machen, deren Zustand ihm die zärtlichste Theilnahme hätte einflößen

sollen, weil sie allem Anschein nach bald die Hoffnung, der Familie Hochberg einen Erben zu geben, erfüllen sollte. Durch die Vorstellungen seines Vaters besänftigt, kehrte Ferdinand zu seiner Gemahlinn zurück, und bezeigte ihr mehr Zärtlichkeit, als er es bisher gewohnt gewesen war.

Wirklich erfüllte Gräfinn Rosalie die Wünsche ihrer Familie, indem sie einem Sohne das Leben gab, und Ferdinand empfing dieses kostbare Geschenk mit dem ganzen Entzücken eines zärtlichen Vaters aus ihren Händen. Seit dieser Zeit schien in seinen Gesinnungen gegen seine Gemahlinn eine große Veränderung vorgegangen zu sein, und sie gebar ihm später auch noch zwei niedliche Töchter. So gingen einige Jahre vollkommen ruhig dahin.

Robert, ihr Sohn, zeigte schon von früher Jugend an die edelsten Gesinnungen und eine Freimüthigkeit des Charakters, die ihm Jedermanns Liebe erwarben; seine schönen Gesichtszüge und der Anstand seines

Körpers hatte er von seinem Vater geerbt. Pauline, die älteste der beiden Töchter, war ebenfalls sehr schön; ihr Charakter war vortrefflich, wurde aber durch den Stolz, den man ihr einflößte, verdorben; dabei war sie lebhaft, muthwillig und leichtsinnig. Die jüngere Tochter, welche nach ihrer unglücklichen Tante Charlotte hieß, hatte von ihrer Geburt an eine äußerst schwächliche Gesundheit, und ungeachtet aller Sorgfalt und aller Hülfe der Kunst mußten ihre Eltern den Schmerz erfahren, sie in einem Alter von zwölf Jahren sterben zu sehen. Die körperlichen Leiden, welche dieses Kind erdulden mußte, hatten es Jedermann theuer gemacht, und sein Verlust brachte in der Familie die größte Traurigkeit hervor; Niemand war aber betrübter, als die liebenswürdige Waise, welche die kleine Charlotte in ihrer letzten Krankheit mit unermüdblicher Sorgfalt gepflegt hatte. Indessen wußte sie mit einem Muthe, der weit über ihr Alter ging, ihren Kummer zu mäßigen, und bemühte sich, den Grafen Ferdinand und seine Gemahlinn zu trösten.

Fünftes Kapitel.

Marie verband mit Allem, was die Einbildungskraft sich Vollkommenes und Reizendes denken kann, eine Sanftmuth und Liebenswürdigkeit, welche Jedermann eine lebhaftere Theilnahme für sie einflößten. Zur Zeit, als die junge Charlotte starb, hatte sie ihr siebenzehntes Jahr erreicht. Der Graf und die Gräfinn Hochberg hatten nichts gespart, um den Verstand und das Herz ihrer Kinder auszubilden; Marie genoß mit ihnen dieselbe Erziehung. Mit vielen Talenten begabt, und äußerst lernbegierig, machte sie in allen Gegenständen des erhaltenen Unterrichts reißende Fortschritte, und ausgebreitete Kenntnisse waren die Früchte ihres Fleißes; dabei war sie äußerst gefühlvoll, und verband mit dieser Eigenschaft einen Muth und eine Festigkeit des Charakters, wie man sie selten in ihrem Alter und bei ihrem Geschlechte findet. Kurz, Marie gewann die Herzen Aller, die sie kennen lernten.

Gräfinn Rosalie bemerkte nicht ohne einige Eifersucht die Vorzüge, welche Marie vor ih-

rer Tochter hatte, deren Gesellschaft zwar einige Augenblicke lang gefallen, aber deren nichtesagende Unterhaltung Niemanden fesseln konnte. Oft stellte die Gräfinn zwischen beiden jungen Mädchen eine Vergleichung an, die ihr aber jedesmal Kummer verursachte, so daß ihr oft ein hartes Wort gegen die unschuldige Marie entschlüpfte. War dann Graf Ferdinand zugegen, so war eine Uneinigkeit zwischen ihm und seiner Gemahlinn jedesmal die Folge. Der alte Graf und die Gräfinn Lobethal mißbilligten dagegen bei jeder Gelegenheit was für die Waise geschah, und vorzüglich hatte die Letztere die Unvorsichtigkeit, den Unwillen ihrer Tochter durch die Bemerkungen zu reizen, die sie über die augenblickliche Parteilichkeit des Grafen Ferdinand für Marien zu machen wußte.

Ein ziemlich lebhafter Streit entstand in der Familie über die Frage, welchen Namen Marie führen sollte. Da man sie für die Tochter der Gräfinn Charlotte hielt, so behauptete Graf Ferdinand, daß sie Fräulein Hochberg heißen müsse; seine Gemahlinn wi-

dersetzte sich indessen diesem Vorschlage, weil sie eine solche Gleichstellung der Waise mit ihrer eigenen Tochter nicht zulassen wollte. Gustav von Lobethal, stets der eifrige Freund Mariens, unterstützte Ferdinands Behauptung, weil er sie wirklich für Charlottens Tochter hielt, mit welcher sie überdieß die größte Aehnlichkeit hatte. Um aber allen Streit aufzuheben, schlug er vor, ihr seinen eigenen Namen zu geben. „Sie soll meine Erbin sein, rief er aus; sie soll den Namen Lobethal führen, und ich werde ihr alle Mittel geben, ihn mit aller Würde unserer berühmten Vorfahren aufrecht zu erhalten.“

Gustavs Mutter, die alte Gräfinn Lobethal, konnte den Gedanken nicht ertragen, daß eine Waise, die ihrer Tochter Alles zu verdanken hatte, den Namen ihrer Familie führen sollte, und drückte daher mit vieler Bitterkeit ihr Mißfallen darüber aus. Endlich erwiederte ihre Tochter nach einigem Nachdenken: „Lassen wir allen Streit über diese Angelegenheit bei Seite; ich habe ohne Widerrede die größten Rechte über dieses Kind.

des Unglücks, weil seine Mutter es mir anvertrauet hat. Zwar hätte ich gewünscht, daß Marie einen Namen führen möchte, der unseren Familien fremd ist; allein da Graf Ferdinand ihr den Namen Hochberg zu geben wünscht, so pflichte ich seiner Meinung bei, und denke wie er, daß sie einige Rechte auf diesen Namen hat." Hiermit wurde diese Sache abgemacht, und man gewöhnte Marien daran, sich Fräulein Hochberg nennen zu hören.

Seit dem Tode der kleinen Charlotte, welche, ohne Zweifel wegen ihrer beständigen körperlichen Leiden, ein Liebling des Grafen Ferdinand gewesen war, bemächtigte sich desselben eine tiefe Schwermuth. Oft irrte er in der Kirche zu Reichenstein, wo seiner Tochter ein Denkmal errichtet war, umher, und überließ sich hier seinem Kummer und seinem Nachdenken.

Eines Abends war er länger als gewöhnlich in der Kirche geblieben, und völlig in schwermüthigen Gedanken verloren, saß er an dem Grabe seines geliebten Kindes; ein

tiefer Seufzer entwand sich seiner Brust, als er plötzlich diesen Seufzer durch einen andern beantworten hörte. Voll Ueberraschung sprang er auf, und blickte umher; aber er sah und hörte nichts, Alles um ihn her blieb ruhig. Dennoch war er gewiß, einen Seufzer gehört zu haben; sein Gedächtniß rief ihm hierauf den Tag seiner Vermählung zurück, wo alle Anwesenden durch einen lauten Schrei beunruhigt wurden, dessen Urheber nicht entdeckt werden konnte. „Welche Geheimnisse, rief er unwillkürlich aus, mag dieser heilige Ort verbergen? Ach, und auf ewig ist jene Stunde meinem Gedächtnisse eingeprägt. O, schrecklicher Tag! Unglückliche Verbindung! Könnte ich mein Leben von jener Zeit wieder anfangen! Ach, wäre es mir erlaubt worden, mein Unrecht an jenem Wesen, dessen Bild mich unaufhörlich verfolgt, wieder gut zu machen, von welcher Last würde mein armes Herz befreit sein! Theurer, heiliger Schatten! fuhr er fort, auf seine Knie nieder sinkend; wenn du meine Reue kenntest, so würdest du dich über-

zeugen, daß ich durch meine Leiden hinreichend gebüßt habe, was ich an dir verschuldete; ja, du würdest mich beklagen!“

Er schwieg, aber in einiger Entfernung von ihm ward ein lautes Schluchzen hörbar. Graf Ferdinand erbebte, und fragte zitternd vor Schrecken: wer es sei, der so viel Theil an seinem Kummer nehme? Niemand antwortete. In der äußersten Bewegung suchte er nun zu entdecken, wer in seiner Nähe gewesen sein möchte; die Stille der Nacht, das Grabmal, das ungeheure Gewölbe der Kirche, Alles trug dazu bei, das Schaudervolle dieses Ortes zu vermehren, und eine abergläubische Furcht bemächtigte sich seiner. Zwar schämte er sich seiner Schwäche, aber da er sie nicht überwinden konnte, beschloß er die Kirche zu verlassen, als plötzlich eine Stimme laut den Namen Ferdinand aussprach. Wer beschreibt sein Erstaunen, als er jetzt hinter dem Grabe seiner Tochter ein weibliches Wesen erblickte, das in einem langen schwarzen Schleier gehüllt war. „Allmächtiger Gott! rief er aus, täuschen mich meine Sinne? Diese Aehnlich-

keit in der Gestalt! O rede, sprich, ist es keine Täuschung?"

Die Gestalt hob schweigend ihre Arme in die Höhe, und entfernte sich dann langsam. Vor den Augen Ferdinands wurde es Nacht, er trat einige Schritte zurück, seine Gedanken verwirrten sich, dann stand er still und blickte wieder hinter sich: die Gestalt war verschwunden. Mit neuem Muthe ging er jetzt vorwärts, und durchsuchte eine ganze Stunde lang die Kirche, aber vergebens; fast außer sich kehrte er nach dem Schlosse zurück.

Gräfinn Rosalie war abwesend, und Marie befand sich allein im Salon, als Ferdinand eintrat. Seine stieren Blicke, die Unordnung seiner Kleider, die Blässe seines Gesichts fielen sogleich Marien auf, und voller Unruhe fragte sie ihn zärtlich nach der Ursache seines außerordentlichen Zustandes.

Ferdinand warf sich auf einen Stuhl, ergriff eine ihrer Hände und sah sie mit einem so verwilderten Blicke an, daß Marie erschrak. „Sie sind krank, Herr Graf, sagte sie; erlauben Sie, daß ich nach dem Arzte senden darf,

oder entdecken Sie mir wenigstens die Art Ihres Uebels.“

— Hier sitzt es, Marie, erwiederte er, sich heftig vor die Stirn schlagend; es liegt in meinem Herzen, in meinem Kopfe, in meiner Seele; mein Gehirn steht in Flammen! —

„Gott! . . . beruhigen Sie Sich, Herr Graf, Sie erschrecken mich.“

— Ich erschrecke dich? . . . Sprich nicht vom Schrecken! . . . Ich allein habe einen Gegenstand des Schreckens gesehen . . . denn ach, Marie, ich sah deine . . . —

Gleichsam bestürzt, schon zu viel gesagt zu haben, verbarg er sein Gesicht in seine Hände, und zerfloss in Thränen; diese Thränen erleichterten sein Herz einigermaßen. Marie fragte ihn, wen er gesehen habe, und er bemühte sich nun, sie zu überreden, daß er in der Verwirrung, die der lange Aufenthalt bei dem Grabe seiner Tochter in ihm hervorgebracht, selbst nicht wisse, was er gesprochen hätte. Uebrigens verbot er aber Marien streng, Niemanden das Geringste von dem Zustande, in welchem er sich befand,

den, zu erzählen, und auch ihn selbst nicht weiter darüber zu befragen. Marie versprach es, worauf sich der Graf in sein Zimmer zurückzog.

Die Folge dieser Begebenheit für den Grafen Ferdinand war eine sehr schwere Krankheit, denn die Erscheinung jener Gestalt hatte sein ganzes Nervensystem zu sehr erschüttert. Die Gräfinn Rosalie hielt diese Krankheit anfangs nur für eine leichte Unpäßlichkeit, aber Marie war nicht derselben Meinung, sondern überzeugte sich vielmehr, daß eine außerordentliche Ursache Schuld daran sei. Sie wagte indessen nicht, ihre Vermuthungen Jedem mitzutheilen. Die Worte: „Ach, Marie, ich sah deine“ schallten immer noch in ihr Ohr, und tönten in ihrem Herzen wieder. Der Graf hatte ihr gesagt, daß er sehr lange bei dem Grabe der jungen Charlotte gewesen sei; konnte dieser Umstand irgend eine Beziehung auf sie selbst haben? Charlotte war auch der Name ihrer muthmaßlichen Mutter, die, wie man sagte, ebenfalls im Grabe ruhte. Hatte sie vielleicht ih-

ren finsternen Aufenthalt verlassen, und sich dem Grafen Ferdinand gezeigt? Diese Vorstellung war zu abergläubisch, als daß Marie sich lange hätte dabei verweilen können; indessen beschloß sie, so bald als möglich selbst nach dem Grabe ihrer jungen Freundin zu gehen, um vielleicht die Ursache von dem Schrecken des Grafen zu entdecken. Aber die lange Krankheit desselben verhinderte sie, ihren Entschluß auszuführen, da sie die beständige Gesellschafterinn an seinem Krankenbett war.

Von den übrigen Mitgliedern der Familie zeigte Robert die meiste Theilnahme an der Krankheit seines Vaters, indem er häufig Marien Gesellschaft leistete. Robert war jetzt kein Kind mehr; zwar war er ein Jahr jünger als Marie, allein er betrachtete sie schon mit den Augen einer entstehenden Liebe. Marie fühlte für ihn die Zuneigung einer Schwester, und da sie von der Leidenschaft, die sie ihm einflößte, nicht einmal eine Ahnung hatte, so gab sie ihm oft die rührendsten Beweise ihrer Anhänglichkeit. In dem

Krankenzimmer seines Vaters erhielt seine Liebe immer größere Nahrung, und vielleicht würde er sich dort nicht so häufig eingefunden haben, wäre Marie nicht stets da gewesen.

Endlich war der Graf Ferdinand so weit wieder hergestellt, daß er sein Zimmer verlassen konnte, und nach drei Monaten seit jenem Abend, der ihm einen so großen Schrecken verursacht hatte, fand Marie erst die Gelegenheit, nach der sie so lange ge-seufzt hatte. An einem schönen Sommertage verließ sie unter dem Vorwande, ein wenig frische Luft zu schöpfen, gegen Sonnenuntergang das Schloß, und mit klopfendem Herzen eilte sie der Kirche zu. Ungeachtet ihres Muths konnte sie sich bei dem Eintritt in dieselbe dennoch nicht einer Umwandlung von Furcht erwehren. Leise schritt sie auf das Grabmal zu, aber plötzlich glaubte sie eine menschliche Stimme zu hören, und stand wie angewurzelt; sie zitterte so heftig, daß sie sich nur an einem nahen Pfeiler aufrecht erhalten konnte. Kaum wagte sie noch zu athmen, um sich nicht dem Gegenstande

ihres Schreckens zu verrathen; ein klagender Gesang einer weiblichen Stimme, die jetzt erschallte, vollendete ihr Erstaunen.

Marie blieb eine Zeitlang unbeweglich; aber sie erholte sich bald wieder, und beschloß nun, sich dem Grabe zu nähern, wo die Stimme herkam. Leise ging sie vorwärts, bis sie ein Wesen erblickte, das sich über das Denkmal hingeneigt hatte, und beide Hände auf die Urne stützte. Marie stieß einen schwachen Schrei aus, worauf jenes Wesen das Gesicht unter einem Schleier verbarg, und verschwand.

„Bleib! geheimnißvolle Erscheinung! rief Marie aus. Ach, ich beschwöre dich, sage mir: wer bist du? Warum irrst du in diesem geheiligten Orte umher?“

— Eine unglückliche Mutter, antwortete eine Stimme, beklagt sich über ihr Schicksal, über den Verlust ihres Kindes, ihrer geliebten Tochter. —

„Außerordentlich! rief Marie. Sollte es die Gräfinn Rosalie sein, die hier auf dem Grabe ihrer Tochter weint?“ Sie war zwar

abwesend vom Schlosse, als Marie es verließ aber nein, es war ihre Stimme nicht! ... Marie ging nun näher an das Grabmal, und erblickte auf demselben ein versiegeltes und an den Grafen Ferdinand gerichtetes Schreiben.

Unschlüssig stand sie da, ob sie den Brief an sich nehmen sollte: als dieselbe Stimme sich vernehmen ließ: „Sei verschwiegen, Marie! du sollst einst mehr erfahren. Uebergieb dieses Schreiben dem Grafen Ferdinand Lebe wohl, theures Kind, wir sehen uns wieder!“

Marie sahe, wie eine Gestalt in der Ferne durch das Gewölbe der Kirche entflohe, und dann wie ein Schatten verschwand. Raum konnte sie ihren Augen trauen, allein der Brief, den sie in ihren Händen hatte, überzeugte sie, daß sie kein Spiel ihrer Einbildungskraft sei. Sie beschloß, ihn dem Grafen einzuhändigen, und verließ nun die Kirche, ganz mit der geheimnißvollen Person beschäftigt, für welche sie eine ungewöhnliche, ihr ganz unerklärliche Theilnahme fühlte. Alles in der Welt hätte sie darum gegeben, diese

seltfame Begebenheit zu ergründen. Ohne Zweifel war es dieselbe Person, welche den Grafen Ferdinand so in Schrecken gesetzt hatte; sie erinnerte sich wieder an jenen Ausruf desselben. . . . Wäre es möglich, daß die Gestalt mit ihr in einer Beziehung stünde? War es vielleicht die Gräfinn Charlotte, die man todt glaubte? . . . Alle diese Fragen konnte sie sich nicht beantworten, und je mehr sie darüber nachdachte, je mehr zweifelte sie daran, daß sie wirklich einen Bewohner dieser Erde gesehen habe.

In diesem Zustande der Verwirrung aller ihrer Vorstellungen kam sie nach dem Schlosse zurück, aber sie fürchtete sich, dem Grafen den Brief zu übergeben, weil er abermalß nachtheilige Folgen auf seine Gesundheit haben konnte. Mit äußerster Anstrengung verbarg sie, was in ihrem Innern vorging, und begab sich, sobald es anging, auf ihr Zimmer.

Sechstes Kapitel.

Am andern Morgen trat Marie wie gewöhnlich, aber dießmal mit klopfendem Her-

gen, in das Zimmer des Grafen Ferdinand, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen, und fand ihn in schwermüthige Träumereien versunken, von denen nur ihre Gegenwart ihn befreien konnte. Als er sie anblickte, lächelte er ihr zärtlich zu. Marie wurde innigst gerührt, denn der Gedanke an ihre Botschaft war ihr so schmerzlich, daß ihre Stimme zitterte, als sie zu ihm sprach. Der Graf, welcher ihre innere Bewegung bemerkte, nahm sie zärtlich bei der Hand, und fragte sie nach der Ursache. Sie zögerte mit der Antwort, und der Graf wiederholte voller Unruhe und Besorgniß seine Frage.

„Ich gestehe, sagte sie endlich, daß ich in der heftigsten Bewegung bin, aber nur weil ich fürchte, Sie betrüben zu müssen kaum bin ich noch im Stande fortzufahren“

— Ich erstaune, Marie; was kannst du mir mitzutheilen haben, das dich so beunruhigt? — Aber fürchte nichts, ich bin an Leiden gewöhnt! So schrecklich auch deine Nachricht sein mag, sie kann meinem Herzen keine tiefere Wunden mehr schlagen, als die

sind, an welchen es schon leidet. Rede also ohne Furcht. —

„Eben weil ich weiß, daß Sie unaufhörlich leiden, zögere ich so sehr; denn ich bin überzeugt, daß ich Ihren Schmerz noch vergrößern werde. Gott weiß, wie ungern ich meine Botschaft auerichte; aber ich wage es nicht, den Befehlen, die mir auf eine so schreckliche Art gegeben wurden, zuwider zu handeln.“

— Wie! Was heißt das? Rede, o rede, und laß mich nicht in dieser schrecklichen Ungewißheit. —

Marie schlug die Augen nieder und sagte: „Gestern Abend, Herr Graf, ging ich dort hin, wohin mein freundschaftliches Andenken mich zog; ich ging nach dem Grabe.“

„Du bist bei dem Grabe Charlottens gewesen? unterbrach der Graf. — O, jetzt sehe ich, was dein langes Zögern zu bedeuten hat! Du weißt Alles, Marie aber was sage ich! Fahre fort, und theile mir schnell deine Botschaft mit! —

Marie erzählte nun zitternd, was ihr

gestern Abend begegnet war, und übergab ihm hierauf den Brief. Er riß ihn ihr aus den Händen, und durchlas ihn in der heftigsten Bewegung; dann warf er sich auf einen Stuhl, und rief: „Ach, unaufhörlich bist du meinen Erinnerungen gegenwärtig! . . . O, Marie, Marie! . . . Wie konntest du meinem verwundeten Herzen noch diese neue Marter hinzufügen?“

— Ich bin außer mir vor Verzweiflung, daß ich Ihren Schmerz noch vermehrt habe, Herr Graf! Aber wie konnte ich dem mir an so heiligem Orte gegebenen Befehle zuwider handeln. —

„O, ich klage dich nicht an, unterbrach Ferdinand; ich habe nicht gesagt, daß du meine Martern vermehrtest!“

— Aber Sie haben meinen Namen genannt, Herr Graf, und ich mußte glauben, daß Sie mich meinten. —

„Ja, ich nannte deinen Namen, Marie! Ich bin der unglücklichste aller Männer! . . . Sei jetzt darauf gefaßt, die außerordentlichsten Dinge zu erfahren. . . . Die Person, welche

du gestern Abend sahst, und welche ich schon seit so langer Zeit unter den Todten glaubte, ist“

— Wer? fragte Marie, als sie sahe, daß der Graf inne hielt; ihre Lage war unbeschreiblich. —

„Frage nicht, liebe Marie; warum sollte ich dir ein Geheimniß enthüllen, das mir deinen Haß zuziehen muß? Es wird vielleicht einst die Zeit kommen, wo ich dir Alles entdecken kann. Marie ... nicht wahr, du liebst mich? Wenigstens hoffe ich, stets meine Pflichten gegen dich erfüllt zu haben ... Du besitzest meine ganze Zärtlichkeit wie wäre ich im Stande, die Vorstellung zu ertragen, daß du mich verachten mußt!“

Der Graf hielt inne, und ein Strom von Thränen entstürzte seinen Augen. Marie weinte ebenfalls heftig. — Beruhigen Sie Sich, Herr Graf, sagte sie; wie könnte ich so undankbar sein, Sie zu verachten, Sie meinen Wohlthäter, meinen Freund, meinen Vater! —

„O, wie wenig verdiene ich diesen Namen, Marie! Wie sonderbar muß ich in deinen Augen erscheinen, liebes Kind; aber ich bitte dich, beklage mich, und wenn du mich mehr in Traurigkeit versunken siehst, als gewöhnlich, so versüße mir meinen schrecklichen Zustand durch deine Liebkosungen. Vor allen Dingen aber verschweige vor Jedermann, was du von jenem geheimnißvollen Wesen weißt; ich beschwöre dich, entdecke Niemanden die Ursache meines Kummers.“

Marie fiel vor ihm auf ihre Knie nieder, und versprach ihm die heiligste Verschwiegenheit. Graf Ferdinand bückte sich zu ihr nieder, und drückte sie innig an sein Herz. „O meine Marie! rief er aus, geliebte Tochter!“ — In diesem Augenblick trat die Gräfinn Rosalie in's Zimmer. —

Ferdinand versteckte eilig den Brief, und ging mit großen Schritten auf und nieder. Marie ließ in der äußersten Verwirrung ihre demüthige Stellung, während Rosalie starr und schweigend beide anblickte. Endlich brach sie das Stillschweigen.

Ich wußte nicht, daß du beschäftigt warst, sagte sie zu ihrem Gemahl; ich war weit entfernt zu glauben, daß ich eine so rührende Scene unterbrechen würde, und wollte von einer wichtigen Angelegenheit mit dir sprechen. Indessen sehe ich, daß ich zur unrichtigen Zeit gekommen bin. Zwar habe ich kein Recht über die Handlungen meines Gemahls, und seit langer Zeit schon falle ich ihm mit keiner Frage deshalb lästig; du aber, Marie, fuhr sie fort, sich an diese wendend, stehst hoffentlich noch einigermaßen unter meiner Gewalt; denn von dem Augenblick an, wo man dich meiner Sorgfalt anvertraute, war es meine Pflicht, über dich zu wachen. Dein Betragen ist bis jetzt untadelhaft gewesen, und mit Vergnügen lasse ich dir diese Gerechtigkeit widerfahren; in diesem Augenblick aber glaube ich ein Recht zu haben, dich zur Erklärung über eine Scene aufzufordern, von welcher ich wider meinen Willen Zeuge geworden bin.“

— Gnädige Frau, erwiederte Marie, Sie haben ein Recht über meine Handlungen, ja über meine Gedanken, und Ihre Güte gegen

eine arme Waise fordert von mir den äußersten Gehorsam und die lebhafteste Dankbarkeit. Ich werde mich jederzeit bemühen, Ihnen zu beweisen, daß der Erstere ein Vergnügen für mich ist, und daß die Letztere stets tief in meinem Herzen eingegraben bleiben wird. Urtheilen Sie nun von meinem Kummer, wenn Sie an meiner Aufrichtigkeit nicht zweifeln, daß es mir unmöglich ist, Ihnen diese Scene zu erklären, durch welche ich Ihnen ohne Zweifel höchst tadelnswürdig erscheinen muß. Aber richten Sie nicht nach dem Scheine über mich, Frau Gräfinn; nur ein außerordentlicher Vorfall hat mich in die Lage versetzt, in welcher Sie mich gefunden haben!" —

Ihr heftiges Schluchzen machte es ihr unmöglich, weiter in ihrer Rede fortzufahren, und da Graf Ferdinand ihre große Verlegenheit sah, so sagte er: „Geh auf dein Zimmer, Marie, und suche dich zu beruhigen; ich werde die Gräfinn von Allem unterrichten, was eine Erklärung zuläßt.“

Erfreut über diese Erlaubniß, warf Marie

einen furchtsamen Blick auf die Gräfinn, grüßte sie ehrerbietig, und entfernte sich. Graf Ferdinand wandte sich hierauf an seine Gemahlinn: „Du scheinst kein sehr unschuldiges und reines Betragen Mariens auf eine seltsame Art auslegen zu wollen.“

— Du irrst dich, erwiederte Rosalie, ich habe an keine Auslegung der Scene gedacht, die ich so eben mit ansah; ich wollte bloß von Marien wissen, warum sie vor dir auf den Knien lag. Allein du hast sie entfernt, und es ist also augenscheinlich, daß du nicht wünschst, weiter in sie zu dringen. Fürchte also nicht, daß ich mich so weit erniedrigen werde, sie zum zweiten Male zu fragen. Ich kam hierher, um mich mit dir über eine wichtige Angelegenheit in Betreff meiner Tochter zu unterreden; da ich aber sahe, daß du nicht aufgelegt bist, mich jetzt mit der nöthigen Aufmerksamkeit anzuhören, so will ich einen günstigeren Zeitpunkt abwarten. —

„Sobald ich mein Zimmer verlasse, werde ich mich in den Salon begeben, erwiederte Graf Ferdinand, und dort mit der größten

Theilnahme erfahren, was du mir in Betreff Paulinens zu sagen hast.“

Rosalie entfernte sich hierauf, und der Graf, seinem Nachdenken überlassen, drückte wohl tausend Mal den erhaltenen Brief an seine Lippen, und bedeckte ihn mit seinen Küssen. Endlich erinnerte er sich seines gegebenen Versprechens, und ging zu seiner Gemahlinn in den Salon.

Was die Gräfinn ihm zu sagen hatte, betraf die Verheirathung Paulinens, wozu ihre Mutter, die alte Gräfinn Lobethal, ihr den Vorschlag gemacht hatte. Unter der kleinen Anzahl von Personen, welche diese stolze Frau zu ihren Freunden zählte, war die vorzüglichste die Baroninn von Lindau, weil ihr Charakter ganz mit dem ihrigen übereinstimmte. Diese Dame, Namens Cäcilie, war nie verheirathet gewesen, und bewohnte mit ihrem Bruder ein schönes Schloß in der Nähe von Reichenstein. Der Baron von Lindau, mehrere Jahre jünger, als seine Schwester, hatte das Unglück gehabt, frühzeitig eine geliebte Gattinn zu verlieren, von

welcher ihm indessen ein Sohn übrig blieb, auf den er seine ganze Hoffnung setzte, und welcher auch der Abgott seiner Tante war; beide sahen die zärtliche Sorgfalt, die sie an den jungen Heinrich verschwendeten, in seinen reifern Jahren herrlich belohnt. Von seiner Kindheit an zeigte Heinrich, daß er die Keime aller Tugenden in sich trage; sein Herz war edel, großmüthig und aufrichtig, und sein beständiger Frohsinn erheiterte Alles um ihn her. Sein angenehmes Aeußere zog die Aufmerksamkeit Aller, die ihn sahen, auf sich, und täglich brachte er immer mehr die Hoffnungen seines guten Vaters in Erfüllung, indem man täglich neue gute Eigenschaften an ihm entdeckte.

Der Baron und seine Schwester hatten sich von Heinrich getrennt, indem er die Universität bezog, um dort seine Studien zu beendigen; jetzt aber, in seinem ein und zwanzigsten Jahre, rief ihn sein Vater von der Universität zu sich zurück, und der junge Baron wurde mit der größten Ungeduld auf dem Schlosse Lindau erwartet. Die Baroninn

Cécilie hatte ihn zum Erben ihrer reichen Besitzungen eingesetzt, und war schon seit langer Zeit damit beschäftigt, ihm eine Frau auszusuchen, die seiner würdig wäre. Eines Tages sprach sie mit ihrer Freundin, der alten Gräfinn Lobethal davon, und diese gestand, daß auch sie an die Verheirathung Paulinens, ihrer Enkelinn, dachte; worauf ohne Weiteres entschieden wurde, daß der Baron Heinrich und die junge Gräfinn Pauline, da sie ihrem Range und Vermögen nach vollkommen für einander paßten, ein Paar werden sollten. Die Gräfinn Lobethal versicherte, daß sie der Einwilligung ihrer Familie gewiß sei, und Cécilie rühmte sich der Gewalt, die sie über ihren Bruder und dessen Sohn hätte, um zu zeigen, daß sie von ihrer Seite nicht den geringsten Widerspruch fürchte.

Die Gräfinn von Lobethal zögerte nicht, ihre Tochter und ihre Enkelinn von diesem Plane zu unterrichten. Rosalie billigte ohne Widerrede den Vorschlag ihrer Mutter, und Pauline, weit entfernt von jenen Gefühlen, die den Stand der Ehe allein glücklich ma-

then, bezeigte ihre äußerste Freude darüber, sich mit einem so jungen, reichen und lebenswürdigen Baron, wie man ihr Cäciliens Neffen geschildert hatte, vermählen zu können. So schien nun dieser Verbindung nichts mehr im Wege zu stehen, und nur der Graf Ferdinand mußte noch davon in Kenntniß gesetzt werden.

Ferdinand, dessen Gedanken mit ganz anderen Gegenständen beschäftigt waren, hörte seiner Gemahlinn mit zerstreuter Miene zu, und antwortete dann: daß das Glück Paulinens ihm stets theuer sein würde, daß er gegen die ihm vorgeschlagene Verbindung nichts einzuwenden habe, und daß er sich in dieser Hinsicht ganz allein auf sie verlasse.

Sie b e n t e s K a p i t e l.

Unterdessen war Marie auf ihrem Zimmer, und dachte über die Begebenheiten nach, die ihr seit gestern zugestoßen waren; sie quälte sich mit hundert verschiedenen Vermuthungen, um das Geheimniß, mit welchem sich jenes weibliche Wesen in der Kirche

umhüllte, zu ergründen; allein vergebens. Die Furcht, daß die Gräfinn Rosalie die Scene mit dem Grafen Ferdinand falsch auslegen möchte, machte ihr neuen Kummer; doch blieb sie fest entschlossen, was auch daraus entstehen würde, daß ihr von dem Grafen anempfohlene Stillschweigen zu beobachten. Voll Scheu, dem Blicke ihrer Wohlthäterinn zu begegnen, trat sie gegen Mittag, in den Salon, und jeden Augenblick erwartete sie, sich durch neue Fragen in Verlegenheit gesetzt zu sehen; aber die Gräfinn schien gar nicht mehr daran zu denken, was heute Morgen vorgefallen war, und so fühlte Marie ihr Herz von einer schweren Last erleichtert.

Nach Tische bat Marie die Gräfinn um Erlaubniß, sich nach ihrem Lieblingsaufenthalt, das heißt nach dem Dorfe K., begeben zu dürfen, welches der Hauptgegenstand ihrer Wohlthätigkeit war, und das sie, so lange der Graf krank gewesen, nicht hatte besuchen können. Schon seit ihrer frühesten Jugend suchte Marie die Unglücklichen auf, und unterstützte sie; späterhin, als der Verstand ih-

rent edlen Herzen zu Hülfe kam, bemerkte sie, daß der größte Theil der Kinder in dem Dorfe, theils durch die Armuth, theils durch die Nachlässigkeit der Eltern, in der größten Unwissenheit blieben; dieß gab ihr die Idee ein, eine Schule für diese Kinder zu errichten, worin sie Unterricht in der Religion, im Lesen, Schreiben und Rechnen erhielten; und als sie ihren Plan dem Grafen und der Gräfinn mittheilte, gaben beide ihrem großmüthigen Vorhaben Beifall. Ihre Börse war durch die Freigebigkeit des Grafen stets wohlgefüllt, und der Letztere kam ihr noch dadurch zu Hülfe, daß er ihr ein ziemlich ansehnliches Haus in dem Dorfe völlig überließ. Hier wurde eine geschickte Lehrerin angesetzt, und Marie hatte bereits das Vergnügen genossen, mehrere der Kinder der größten Unwissenheit entrißen, und sie nützliche Kenntnisse erlangen zu sehn. Auch die Gräfinn trug Vieles zum Gedeihen dieser Anstalt bei, welche von Tage zu Tage schöner emporblühte.

Marie war gewohnt, täglich gegen Abend nach ihrer Schule zu gehen, und nachdem sie

sich nach dem Betragen der Kinder erkundigt hatte, theilte sie Belohnungen unter sie aus. Welches Vergnügen gewährte es ihr, die Freude dieser Kinder zu sehen, sobald dieselben sie erblickten, oder, wenn sie durch das Dorf ging, die Segnungen ihrer Aeltern zu hören, die sie als ihren Schutzengel betrachteten! —

Marie war, wie gesagt, seit einigen Monaten nicht in ihrer Schule gewesen, und als sie jetzt die Gräfinn um Erlaubniß bat, nach dem Dorfe gehen zu dürfen, willigte dieselbe ohne Bedenken ein. „Niemals, sagte die Gräfinn zu ihr, werde ich mich deinen wohlthätigen Absichten in den Weg stellen, Marie; geh' also, und theile mir die Nachricht von den Fortschritten deiner jungen Schützlinge mit, zu deren Wohlsein ich stets gern beitragen werde.“

Als die Einwohner des Dorfes Marien erblickten, eilten sie von allen Seiten herbei, und überhäuften sie mit ihren Freudenbezeugungen und Dankfagungen. Marie nahm diese Lobeserhebungen mit Bescheidenheit auf,

und begab sich dann nach ihrer Schule, wo sie die Kinder noch versammelt fand. Alle hüpfen ihr freudig entgegen, und da die Lehrerin ihre Zufriedenheit mit ihrem Betragen bezeugte, lobte Marie die Kleinen, und versprach, zur Belohnung ihres Fleißes ihnen ein kleines Fest zu geben. Der dreijährige Stiftungstag dieser lobenswürdigen Anstalt war nämlich ganz nahe, und diesen sollten die Kinder durch allerhand Vergnügungen feiern, die sich für die erwachsene ländliche Jugend mit einem Tanze endigen sollten, woran sie selbst Theil zu nehmen versprach.

Marie war im Begriff, sich wieder zu entfernen, als sich die Lehrerin an sie wendete. „Seit Ihrer Abwesenheit, mein Fräulein, hat unsere Anstalt eine neue Wohlthäterin gefunden; wir hatten uns der häufigen Besuche einer Dame, die hier im Dorfe wohnt, zu erfreuen.“

— Wirklich? erwiderte Marie; und wer ist diese liebenswürdige Dame? —

„Niemand weiß es, mein Fräulein, denn sie giebt sich Niemanden zu erkennen, und

lebt äußerst eingezogen. Sie scheint überaus traurig zu sein; ihr Gesicht ist außerordentlich schön, und ihr Betragen ist so sanft, so einnehmend, daß Jedermann ihr mit Fragen lästig zu fallen fürchtet, da sie doch einmal unbekannt zu bleiben wünscht. Als ich sie von der Güte des Grafen und der Gräfinn von Hochberg, so wie von Ihrer Großmuth, die die erste Veranlassung dazu ist, unterrichtete: schien sie äußerst gerührt zu sein, und bei der Nennung Ihres Namens rief sie aus: „Der Himmel wird die tugendhafte Marie segnen, und sie für ihre Verdienste belohnen.“

Marie erstaunte über diese Nachrichten, forderte jedoch die Umstehenden auf, diese Dame in ihrer Zurückgezogenheit nicht zu stören, und ihr durch unzeitige Neugierde nicht lästig zu fallen. Voller Nachdenken verließ sie das Dorf, um nach dem Schlosse zurückzukehren; da es jedoch noch lange nicht Abend war, so nahm sie sich vor, einen Spaziergang an das Ufer des Rheins zu machen, um dort die schöne Aussicht zu genießen.

Die höchste Bewunderung ergriff sie bei

dem Anblick der ungeheuren Felsen, welche sich dem Ufer des Flusses entlang zogen, und um den Anblick der umliegenden Gegend zu haben, erstieg sie einen derselben, der nicht sehr hoch und beschwerlich war. Das Wetter war heiter, und ruhig floß der Rhein unter ihren Füßen dahin. Marie blickte nach allen Seiten umher, und fand allenthalben neue Gegenstände ihrer Bewunderung; aber wie erstaunte sie, als sie auf einer andern höheren Felsenspitze in ihrer Nähe eine weibliche Gestalt erblickte, die, mit gefalteten Händen und den Blick gen Himmel gerichtet, auf ihren Knien lag! Ihr Gesicht war von einem langen schwarzen Schleier verhüllt, der über ein Kleid von derselben Farbe hinabwallte; ihr ganzes Wesen erschien äußerst anziehend.

Marie fühlte sich bei dem Anblicke dieser Frau auf eine außerordentliche Weise bewegt, und beschloß, sich ihr zu nähern. Sie stieg daher den Felsen hinab, auf dem sie sich befand, und gelangte endlich nach einem sehr beschwerlichen Wege auf die gegenüberliegende Felsenspitze, wo sie die Unbekannte

gesehen hatte; aber ach, die Letztere war verschwunden. So viel Mühe sich Marie auch gab, ihre Spur wieder aufzufinden, so blieben doch alle ihre Anstrengungen vergebend; und da sie sich von der Unmöglichkeit, ihren Zweck zu erreichen, überzeugte, trat sie den Rückweg nach dem Schlosse an.

Wer war diese Unbekannte, die sich so allen Blicken zu entziehen suchte? Warum mußte sie gerade einen solchen Ort wählen, um ihr Gebet zu dem Allmächtigen zu verrichten? Diese Fragen beschäftigten Marien unterwegs; tausend verschiedene Vorstellungen drängten sich ihr auf, und in solchen Gedanken kam sie bei der Kirche vorbei. Sollte sie hinein gehen, oder nicht? Sie entschloß sich endlich dazu, aber nur furchtsam näherte sie sich dem Grabe, wo sie gestern das geheimnißvolle Wesen gesehen hatte, obgleich heute rings um sie her die tiefste Stille herrschte.

Nach einem innigen Gebete auf dem Grabe Charlottens wollte sich Marie wieder entfernen, als sie menschliche Fußstritte hörte;

unwillkürlich stieß sie einen lauten Schrei aus, denn diese Tritte kamen ihr immer näher; endlich schlug sie die Augen auf, und sah den jungen Robert vor sich stehen, der ihre Hand ergriff, und sie zärtlich nach der Ursache ihres Schreckens fragte.

Marie, voller Scham über ihre Schwäche, zwang sich zu lächeln, und antwortete, daß die Feierlichkeit des Ortes und sein unerwarteter Anblick an ihrer Ueberraschung Schuld sei. Robert bat sie um Verzeihung, die Ursache davon gewesen zu sein. „Ich wollte dir bei deiner Rückkehr aus dem Dorfe entgegen gehen, sagte er; da ich dich aber in die Kirche treten sahe, bin ich dir gefolgt. Ich sahe, wie deine Thränen auf dem Grabe meiner Schwester flossen; ja, theure Marie, ich bewunderte dich, daß du allein diesen traurigen Ort besuchtest, während Alles um dich her sich nur der Fröhlichkeit überläßt. O, glückliche Charlotte! wie sehr beneide ich dich, daß ein Engel über deinem Grabe weint! Ach, Marie, könnte ich von deinem Herzen eine ähnliche Theilnahme erlangen? O, gib

mir wenigstens die Hoffnung, daß du nicht ganz ohne Theilnahme an meinem künftigen Glücke bist!“

— Wozu diese ernsthafte Sprache? fragte Marie äußerst bewegt; ich weiß nicht, was ich dir antworten soll. —

„Ich will mich näher erklären, liebe Marie; die Stille des Abends, die Feierlichkeit dieses Orts, Alles erregt in mir den Wunsch, dich von meinen Empfindungen zu unterrichten. Zweifle also nicht an meiner Aufrichtigkeit, wenn ich dir hier am Grabe meiner Schwester das Geständniß meiner innigsten Liebe zu dir offenbare. Schon tausend Mal hätten es dir meine Augen sagen müssen, wie zärtlich ich dich liebe; doch hier spricht mein Mund zum ersten Male dieses Wort aus, das mein Herz mir schon so oft bis auf die Lippen brachte. Urtheile über mein Geständniß nicht zu streng, theure Marie, fuhr er fort, als er sahe, wie sie die Augen niederschlug; ich bin außer Stande, dir meine Gefühle länger zu verschweigen!“

— Ach, Robert, erwiederte Marie zitternd;

warum hast du mir ein Geständniß gemacht, daß für deine Ruhe so traurige Folgen haben kann? Glaube mir, mein Herz fühlt diese betrügerische Leidenschaft noch nicht. ... Robert, warum nährtest du so zärtliche Empfindungen für ein Mädchen, das ihrer so wenig würdig ist? —

„So wenig würdig? Grausame Marie, welche Worte! Wo könnte ich wahren Seelenadel, mit der höchsten Schönheit vereinigt, finden, als bei dir? Könnte ich jemals eine bessere Wahl treffen?“

— Du vergißt, in welchen Verhältnissen ich zu deiner Familie stehe. Man wird von dir verlangen, daß du deine Zuneigung einem reichen Mädchen von vornehmer Geburt schenken sollst. ... Denke an deine Großmutter, die Gräfinn Lobethal; denke an deine Mutter! ... Werden sie jemals billigen, daß deine Wahl auf mich, ein armes Geschöpf, dessen Geburt sogar ein Geheimniß ist, fallen konnte? —

„O, theure Marie, wie sehr irrst du dich! — Hält dich nicht Jedermann für die

Tochter der Gräfinn Charlotte, und ist dann deine Geburt nicht eben so edel, als die meinige? Und da du einmal vom Reichthum sprichst, hat nicht mein Onkel, der Graf Gustav, von jeher erklärt, daß er dich ausstatten würde, wie es einem Mädchen von deiner Geburt zukommt? Ueberdies liebt dich mein Vater wie seine eigene Tochter, theure Marie, und ich bin überzeugt, daß er dich mit Vergnügen als solche annehmen wird. O, ich beschwöre dich, gieb mir wenigstens die Hoffnung, daß ich dir nicht ganz gleichgültig bin. Du weißt nicht, Marie, wie innig ich dich liebe; meine Ruhe ist auf ewig dahin, sobald ich meiner einzigen Hoffnung beraubt werde! Ach, ich bitte dich, sage mir, was ich zu erwarten habe; mein Schicksal ist in deinen Händen, es hängt allein von deiner Antwort ab.“

Mariens Verlegenheit war unbeschreiblich. Sie fühlte sehr gut, daß die Liebe sich noch keinesweges in ihr Herz geschlichen hatte; aber Roberts Bitten, der Ausdruck in seinen Augen erregten ihr Mitleiden, und sie konnte

sich daher nicht entschließen, ihm eine entscheidende Antwort zu geben. „Deine Erklärung, sagte sie endlich, kommt mir so plötzlich und unerwartet, daß ich wirklich in diesem Augenblick nichts darauf erwidern kann. Der Himmel ist mein Zeuge, Robert, wie sehnlich ich dein Glück wünsche, und daß ich Alles thun würde, um dazu beizutragen; aber ich fürchte, daß gerade das Geständniß, daß du mir so eben machtest, das größte Hinderniß deines Glücks sein wird.“

— Und warum? unterbrach Robert; was habe ich zu fürchten, wenn du meine Liebe nicht zurückweist? Ich eile sogleich zu meinem Vater, ihn von meiner Leidenschaft zu unterrichten; er kennt deine Tugenden, und weiß sie zu schätzen, ich bin daher seiner Einwilligung gewiß. Ja, theure Marie, ich eile sogleich zu ihm, ihn um seine Einwilligung zu unserer Verbindung zu bitten! —

„Zittere!“ rief plötzlich eine feierliche Stimme, die von einem tiefen Seufzer begleitet war.

Marie stieß ein lautes Angstgeschrei aus,

während Robert ihre Hand ergriff, und sich voll Erstaunen überall umsah. „Woher diese Stimme? rief er aus. Wer will sich auf diese Art den Wünschen meines Herzens widersetzen? Wer verbirgt sich hier, um meine Geheimnisse zu erlauschen?“

— Die Stimme des Schicksals warnt dich durch mich vor der dir drohenden Gefahr! antwortete das unsichtbare Wesen. Wenn du deine Ruhe auf dieser und in jener Welt liebst, so denke nicht mehr an Marien, sie kann nie die Deinige sein! —

Ein fürchterlicher Ausspruch! rief Robert voller Verzweiflung. Aber nein, ich glaube nicht an solche Prophezeihungen! Ein hinterlistiger Feind unserer Ruhe hat uns ohne Zweifel hier belauscht!“

— O nein, sagte Marie; diese Warnung schien aus dem Grabe dort hervorzugehen, und nie werde ich die Befehle des Himmels überschreiten! Sieh dort! . . . Allmächtiger Gott! . . . Rette mich vor dem Schatten, der mich verfolgt! —

Marie fiel ohnmächtig in Roberts Arme, der jetzt eine schwarze weibliche Gestalt aus dem Grabe emporschweben sahe. Sie hob beide Arme in die Höhe und verschwand.

Da Marie sich nicht wieder erholte, so trug Robert sie voller Angst aus der Kirche; die frische Luft brachte sie indessen wieder zu sich, obgleich ihr der Schrecken noch in allen Gliedern lag. Robert wandte Alles an, um sie zu beruhigen, und versicherte ihr, wie sehr diese Begebenheit, welche ihn so schnell seiner theuersten Hoffnungen beraubte, betrübe.

„O, erwähne dieses unglücklichen Vorfalls nie mehr, rief Marie; vergiß eine Unglückliche, die allenthalben von Geheimnissen und Kummer verfolgt wird. Laß uns jetzt nach dem Schlosse zurückkehren; nur dort werde ich mich allmählich wieder erholen können.“

Robert gab ihren Wünschen nach, wandte aber unterwegs Alles an, sie von der Nichtigkeit jener Warnung zu überzeugen. Marie bat ihn, von dieser Begebenheit gegen Niemanden das Geringste zu erwähnen; sie hatte dabei im Sinne, den Grafen Ferdinand

vor neuen schmerzlichen Beunruhigungen zu bewahren; und Robert willigte gern ein, da er glaubte, wenn dieser Vorfall in Vergessenheit begraben würde, noch von seiner Liebe sprechen zu dürfen.

Als beide im Schlosse ankamen, bemerkte Jedermann Mariens Blässe; sie schützte indessen ein heftiges Kopfweh vor, und erhielt Erlaubniß, sich frühzeitig in ihr Zimmer begeben zu dürfen. Am andern Morgen zwang sie sich, heiter zu scheinen, aber eine ihr unerklärliche Furcht hielt sie ab, sich nach dem Dorfe zu begeben; erst nach einigen Tagen faßte sie wieder Muth, ihre Schule zu besuchen, da überdies ihre Gegenwart zur Anordnung des versprochenen kleinen Festes nöthig war.

Achtes Kapitel.

Nach langem Warten genoß der alte Baron von Lindau endlich das Vergnügen, seinen geliebten Sohn in die Arme zu schließen, und seine Schwester empfing den jungen Heinrich, dessen Kindheit sie gepflegt hatte, mit eben so lebhafter Freude. Voller Entzücken betrachtete

sie den prächtigen Wuchs ihres Neffen, dessen ganzer Anstand höchst edel war. In seinen schönen Gesichtszügen drückte sich die Lebendigkeit seines Geistes aus, und die Zärtlichkeit, womit er auf seinen Vater und seine Tante zueilte, bewies, daß er auch ein äußerst gefühlvolles Herz habe.

Da dem jungen Baron die Ursache nicht unbekannt war, weshalb sein Vater ihn zu sich zurückkehren ließ, so säumte seine Tante Cäcilie nicht lange, das Gespräch auf ihren Heirathsplan zu bringen; lobte mit vieler Wärme die Schönheit und hohe Abkunft der Gräfinn Pauline, und schloß ihre Rede mit der Behauptung, daß er nach ihrer Ueberzeugung gewiß nicht die geringste Ursache zu einer Einwendung gegen diese Verbindung finden würde.

„Wenn mein Urtheil über die junge Gräfinn von Hochberg sich nur einigermaßen mit dem Ihrigen vereinigt, liebe Tante, antwortete Heinrich, so werde ich mit Freuden Ihren und meines Vaters Willen erfüllen. Wann werden Sie mich diesem jungen Mäd-

chen vorstellen, daß sich, nach der Beschreibung, die sie mir davon gemacht haben, gleich beim ersten Anblick meines Herzens bemächtigen muß?“

— Ich werde noch heute nach Reichenstein hinübersenden, um deine Ankunft zu melden, und morgen will ich dich selbst der Familie Hochberg vorstellen. —

Der Tag der Ankunft Heinrichs auf dem väterlichen Schlosse zeichnete sich durch das schönste Wetter aus, und der junge Baron fühlte daher den Wunsch, Nachmittags in der Gegend umherzustreichen, die ihm von Kindheit an so theuer war. Vorzüglich lag ihm das Dorf Reichenstein am Herzen, wo er vor seinem Abgange zur Universität so manchen Unglücklichen und Hülfbedürftigen unterstützt hatte. Selbst während seiner Abwesenheit beunruhigte ihn häufig der Gedanke, daß dieser oder jener seiner ehemaligen Schützlinge Noth leiden möchte, und nachdem er zuerst die Umgegend des Schlosses Lindau besehen hatte, richtete er seine Schritte nach dem genannten Dorfe, um

seine früheren Bekannten zu besuchen; denn in seinen Augen war jeder Unglückliche ein Freund oder ein Bruder, dem man seine Hülfe nicht versagen durfte.

Schon verbarg sich die Sonne hinter den Gipfeln der Berge, als Heinrich in dem Dorfe ankam. Die Ueberraschung und die Freude, welche mehrere Bauern bei seinem Anblicke zeigten, waren für ihn ein entzückender Genuß. Er setzte seinen Weg bis zu einem runden mit Gras bewachsenen Platze fort; wo er eine Menge Kinder versammelt fand, welche alle sehr reinlich gekleidet waren, und sich voller Fröhlichkeit ihren Spielen überließen. An der einen Seite stand eine Tafel, mit allerlei ländlichen Erfrischungen besetzt, und aus der Gegenwart einiger Musikanten schloß der junge Baron, welcher Art des Vergnügens man sich zu überlassen im Begriff sei; die Jünglinge und Mädchen schienen nur noch ein Zeichen zu erwarten, um den Tanz anzufangen.

Heinrich wußte nicht, was er von allen diesen Vorbereitungen denken sollte, als er

plötzlich eine junge Dame hervortreten sahe, welche sogleich seine ganze Aufmerksamkeit auf sich zog. Ein einfaches weißes Kleid, und eine seidne Schärpe, welche sie nachlässig über die Schultern geworfen hatte, machten ihren ganzen Schmuck aus; ihr Schleier war von ihrem Gesichte zurückgeschlagen, in welchem die höchste Schönheit und die reinste Unschuld thronte; und ihr prächtiges Haar, bloß mit einer weißen Rose geziert, gab ihrem ganzen Wesen einen unwiderstehlichen Reiz. Sie trat auf die Kinder zu, welche sich sogleich um sie her versammelten, und nach einer kurzen Anrede, in welcher sie mit einer beszaubernden Stimme die Kleinen zur Erfüllung ihrer Pflichten ermahnte, theilte sie mehrere kleine Geschenke unter dieselben aus.

Die Bewunderung des jungen Barons ging zum Entzücken über, und da schon fühlte er, daß er nicht mehr Herr seines Herzens sei. Marie (denn Niemand wird wohl zweifeln, daß sie es war) hatte es gerade an seiner fühlbarsten Stelle angegriffen; ihre Einfachheit und Wohlthätigkeit hatten ihr den

Weg dazu gebahnt; Heinrich beschloß also, dieses himmlische Geschöpf näher kennen zu lernen.

Jetzt sahe Marie auf, und erblickte den Baron Lindau; der Gedanke, beobachtet worden zu sein, machte sie erröthen, und daher entfernte sich Heinrich, um ihr Zartgefühl zu schonen, nachdem er sie ehrerbietig begrüßt hatte. Er begab sich in eine der Hütten, wo er bekannt war, und erkundigte sich nach der Ursache des Festes, zu welchem er so eben die Vorbereitungen mit ansah.

„Es ist heute der Stiftungstag der Schule unseres gnädigen Fräuleins, sagte eine gute Alte; Gott wolle sie segnen für ihre Güte gegen uns Alle, Jung und Alt, wie wir hier sind. Sie ist heute so gnädig, sich unter unsere jungen Leute zu mischen, um an ihrem Vergnügen Theil zu nehmen.“

— Und wer ist denn diese gütige und liebenwürdige Dame? fragte Heinrich. —

„Fräulein von Hochberg, antwortete die Frau. O, Herr Baron, Sie haben wohl Recht, wenn Sie sagen, daß sie liebenwürdig ist,

denn ich habe in meinem ganzen Leben noch keine schönere Dame gesehen.“

— Fräulein von Hochberg? ... Wie! Vom Schlosse Reichenstein? —

„Ja, Herr Baron. Kann es wohl zwei auf der Welt geben, so wie sie ist? Ist sie nicht die Wohlthäterinn des ganzen Dorfes? ... Sehen Sie da, Herr Baron, jetzt können Sie sehen, wie sie mit den Kindern spricht; sie ist ein wahrer Engel, Gott verzeih's mir; ja, wenn es einen Engel auf Erden giebt, so bin ich überzeugt, daß sie es ist.“

— Ja, bei Gott! sie ist ein Engel! rief Heinrich voll Entzücken. — Mehr konnte er nicht sagen, denn die Ueberraschung und Freude einer solchen Entdeckung brachten ihn außer sich. In diesem Muster der Vollkommenheit diejenige zu finden, die ihm zur Gemahlinn bestimmt war, ging über alle seine Erwartung, und er hätte vor Freude weinen können. In diesem Augenblick spielten die Musikanten einen Walzer, und die gute Alte sagte, daß man tanzen, und daß Fräulein

Hochberg ohne Zweifel an diesem Vergnügen Theil nehmen würde.

„Wirklich? erwiederte der junge Baron lebhaft; auch ich will an diesem ländlichen Feste Theil nehmen.“ Er bat hierauf die gute Alte, ihn dem Fräulein als einen vor Kurzem angekommenen Freund vorzustellen, damit er sie zum Tanze auffordern könnte. „Vor allen Dingen aber, fuhr er fort, verschweigt meinen Namen und Titel, gute Frau, und empfiehlt dieß auch Allen, die mich hier kennen. Ich hoffe, daß Ihr mir diesen Gesallen thun werdet.“

— O, gewiß, Herr Baron! Mir und Allen, die Sie unterstützt haben, ist es eine Pflicht zu gehorchen! — Wollen Sie jetzt mit mir kommen? —

Die gute Alte führte den jungen Baron zu Marien, und bat sie um Erlaubniß, ihr einen Herrn von ihrer Bekanntschaft vorstellen zu dürfen. Marie erröthete, als sie in demselben den Fremden erkannte, den sie schon gesehen hatte; und als Heinrich sie um die Ehre bat, mit ihm zu tanzen, verbreitete sich

eine süße Verlegenheit über ihr schönes Gesicht. Das angenehme Aeußere des jungen Barons machte auf ihr Herz einen noch nie gefühlten Eindruck; sie zögerte mit der Antwort, endlich aber bewilligte sie ihm den erbetenen Walzer.

Heinrich war entzückt; er durfte sich jetzt mit seiner zukünftigen Gemahlinn unterhalten, und da sie ihn nicht kannte, so dachte er, daß er sie desto besser beobachten könnte. Wenn schon ihre Schönheit ihn gefesselt hatte, um wie viel mehr erstaunte er, als er sie sprechen hörte, und er pries sich unaussprechlich glücklich. Ach, er wußte nicht, in welchem Irrthum er sich befand! Als er ihren schlanken Leib umfaßte, und mit ihr dem Takte der Musik folgte, glaubte er kaum mehr die Erde zu berühren.

Auch Marie schien von demselben Pfeile verwundet worden zu sein, welcher Heinrichs Herz getroffen hatte; der Anstand und das ehrerbietige Betragen des Fremden nahmen sie völlig für ihn ein. Sie fühlte, daß das, was sie bei seinem Anblick, und als sie ihn

sprechen hörte, empfand, ohne Zweifel jene Empfindung sei, welche Robert von Hochberg vergebens in ihr zu erregen hoffte; Marie fühlte, daß *Ich* sie liebe, und bemerkte leicht, daß sie wieder geliebt werde. Kurz, Alles schien an diesem Abende zur Glückseligkeit zweier Wesen beizutragen, die ganz für einander geschaffen waren.

Bei dem edlen Anstande des Unbekannten konnte Marie unmöglich zweifeln, daß er von höherem Stande war, als er scheinen wollte; aber ungeachtet ihrer wiederholten Erkundigungen, konnte sie von Niemanden etwas über ihn erfahren; denn Heinrich war im ganzen Dorfe so hochgeachtet, daß man seinen Befehl genau befolgte. Endlich fing es an dunkel zu werden, und Marie erinnerte sich, daß es Zeit sei, nach Hause zurückzukehren. Sie schämte sich über den Kummer, den sie bei dem Gedanken fühlte, sich von dem Unbekannten trennen zu müssen; aber die Vorstellung, ihn vielleicht nie wiederzusehen, war so schrecklich für sie, daß sie darüber in die höchste Unruhe gerieth. Ein

Bedienter vom Schlosse, der sie abholen wollte, machte endlich ihrer Unentschlossenheit ein Ende, und sie sagte daher dem jungen Baron, daß sie ihn jetzt verlassen müsse.

„Ich würde auf keinen Fall wagen, Sie länger zurückhalten zu wollen, mein Fräulein, erwiederte Heinrich; denn ich müßte fürchten, Sie der Kühle der Nacht auszusetzen; aber glauben Sie mir, nur die Gewißheit, daß wir uns wiedersehen werden, kann mich über die Trennung von Ihnen trösten. O, wenn ich hoffen dürfte, daß Ihr gefühlvolles Herz sich meiner erinnern möchte, so würde ich unaussprechlich glücklich sein.“

Die Lebhaftigkeit, womit er diese Worte aussprach, ging zu Mariens Herzen; schon fühlte sie, daß sie ihn nie vergessen würde, aber die Klugheit rieth ihr, diese Empfindungen zu verbergen. „Diese Sprache, mein Herr, erwiederte sie, dürfte ich aus dem Munde eines Fremden und Unbekannten nicht erwarten.“

Der Baron verbeugte sich ehrerbietig. „Um Alles in der Welt, sagte er, wollte ich

Ihr Zartgefühl nicht beleidigen, mein Fräulein; indessen vermehrt Ihr Tadel nur noch meine Bewunderung für Sie. Freilich bin ich Ihnen fremd; aber der Augenblick ist nicht fern, wo Sie mir, wie ich mir schmeichle, den Titel eines Freundes nicht versagen werden, bis es Ihnen gefällt, mir einen noch süßern Namen beizulegen.“

Bei diesen Worten blickte er sie so zärtlich an, daß Marie sich vor Erstaunen und innerer Bewegung kaum zu fassen wußte. Heinrich sah, wie ihre Verlegenheit sich auf ihrem Gesichte malte, und um sie zu schonen, empfahl er sich ihr. Von den Segnungen der Dorfbewohner begleitet, trat Marie, nur mit dem Gedanken an den Unbekannten beschäftigt, den Rückweg nach dem Schlosse an, und da Heinrich jetzt an dem Feste kein Vergnügen mehr finden konnte, so kehrte er ebenfalls nach Hause zurück, wo man sich über seine lange Abwesenheit wunderte. „O, sagte Heinrich zu seinem Vater und zu seiner Tante, die Zeit ist mir auf Windesflügeln entflohen! Noch nie habe ich so entzückende

Stunden verlebt! Ach, meine theure, gute Tante, ich glaube, daß mich die Freude narisch machen wird.“

— Ja, so scheint es, erwiederte sein Vater erstaunt; aber so lange dir noch einige Vernunft übrig geblieben ist, erkläre uns wenigstens vorher die Ursache deiner Freude. —

„Ich habe sie gesehen! rief er aus; sie ist das reizendste, schönste Geschöpf auf der Erde! — Mein Herz ist so voll von ihrem Bilde, daß ich wahrlich nicht mehr weiß, was ich spreche.“

— Aber, mein Gott, Heinrich! unterbrach ihn Cäcilie, was soll das heißen? Wer ist die Person, von welcher du so entzückt bist, da alle deine Gedanken sich doch nur auf Fräulein von Hochberg richten sollten? —

„O, für diesmal, liebe Tante, bin ich so glücklich, Ihre Einwilligung zu erhalten; denn Fräulein Hochberg ist es, die mich so entzückt hat; nur an sie denke ich. Ich habe sie heute Abend gesehen, gesprochen, und sie hat mich auf immer gefesselt.“

Bei diesen Worten klärten sich die Ges

sichtszüge der Baroninn Cécilie vor Vergnügen auf, und sie ließ sich von ihrem Neffen Alles erzählen. Zwar wußte sie, daß die Gräfinn Rosalie die Schule zu Reichenstein unterhielt, aber nicht, daß dieselbe unter Mariens Leitung stand, und war daher überzeugt, daß ihr Neffe wirklich die junge Gräfinn Pauline gesehen habe.

N e u n t e s K a p i t e l .

Am andern Tage erwartete man auf dem Schlosse Reichenstein mit Ungeduld den angemeldeten Besuch des jungen Barons von Lindau; vor allen aber war Pauline auf der Folter, und ihr Kopf war ganz erfüllt von den Plänen ihrer zukünftigen Größe.

Nur der Graf Ferdinand, seine Gemahlinn und die Gräfinn von Lobethal waren gerade in dem Besuchzimmer, als die Ankunft der Baroninn Cécilie und ihres Neffen gemeldet wurde. Der Letztere machte durch seinen Anstand und seine liebenswürdige Fröhlichkeit den angenehmsten Eindruck auf den Grafen und die Gräfinn Hochberg; die

Baroninn erkundigte sich nach der Gesundheit ihrer Tochter, und ihr Neffe, der vor Verlangen brannte, derselben vorgestellt zu werden, fragte eifrig, wann er dieses Vergnügen haben würde.

Die Baroninn von Lobethal ließ Paulinen sagen, daß man sie erwarte, und Heinrichs Herz klopfte heftiger. „Die Aehnlichkeit zwischen dem Fräulein und Ihnen, Herr Graf, sagte er, ist auffallend. Hätte ich die Ehre gehabt, Sie früher zu sehen, als Ihre liebenswürdige Tochter, so würde ich sie so gleich erkannt haben.“

— Wie? Sie haben also meine Enkelin schon gesehen? fragte die Gräfinn von Lobethal. —

„O gewiß, erwiederte die Baroninn Cäcilie, und die Wirkung davon ist ganz so gewesen, wie ich es hoffte.“

— Man müßte kein Gefühl für Schönheit haben, wenn man Fräulein von Hochberg nicht bewunderte, fuhr Heinrich fort. Denn man braucht sie nur zu sehen, um sie anzubeten. —

„Aber ich bitte Sie, Herr Baron, fiel die Gräfinn Rosalie ein, wann und wie haben Sie meine Tochter gesehen?“

— Gestern Abend sah ich sie, und sprach mit ihr als ein unbekannter Fremder. —

„Ist es möglich? Aber wo?“

Heinrich wollte antworten, als die Thür aufging, und Pauline, in Mariens Begleitung, eintrat.

Die Gräfinn Rosalie ging ihnen entgegen, und stellte ihnen den Baron von Lindau vor. Als Marie ihn erblickte, konnte sie einen Ausruf des Erstaunens nicht unterdrücken; sie erblaßte, und zitterte am ganzen Körper, denn in einem Augenblick übersah sie die ganze Lage der Dinge. Aber der junge Baron ging bei Pauline vorbei, ergriff Mariens Hand und sagte: „Angebetetes Mädchen! darf ich hoffen, daß Sie das Vergnügen, welches ich in diesem Augenblick empfinde, mit mir theilen? Sie sehen, daß ich mein gestriges Versprechen erfülle; o, erlauben Sie mir jetzt, Ihnen in Gegenwart Ihrer Aeltern meine Gefühle zu gestehen!“

Marie war einer Ohnmacht nahe; die Baroninn Cécilie und ihre Freundin riefen: „Mein Gott! Was soll das heißen? Sind Sie närrisch, Baron, oder sollte es wirklich ein Mißverständnis sein?“

— Was für ein Mißverständnis? erwiderte Heinrich. Wende ich mich hier nicht an Fräulein von Hochberg, an die Tochter des Grafen Ferdinand? —

„Nein, antwortete die Gräfinn Rosalie voll Aerger, daß er Paulinen gar keine Aufmerksamkeit schenkte. Es ist freilich wohl ein Fräulein von Hochberg, aber nicht meine Tochter.“

Pauline erwiderte jetzt seinen Gruß mit vielem Stolze, und Heinrich hat, höchst traurig, um die Erklärung dieses Geheimnisses.

Die Gräfinn von Lobethal warf einen wüthenden Blick auf die zitternde Marie, und rief zornig aus: „Da sieht man jetzt, was daraus entsteht, daß man dieses Geschöpf mit Gewalt unserer Familie einverleibt hat, daß man ihr einen Namen beilegte, auf welchen sie durchaus kein Recht besitzt. Sie

ist Schuld daran, daß meine Enkelinn so von dem Baron von Lindau beleidigt worden ist, der sie gar nicht einmal zu bemerken scheint.“

— Ich bitte um Verzeihung, Frau Gräfinn; ich habe das Fräulein durchaus nicht beleidigt, und ich hoffe, daß sie meinen Irrthum entschuldigen wird. —

„Ihr Irrthum war höchst natürlich, sagte jetzt der Graf Ferdinand voll Aerger über seine Schwiegermutter. Die Gräfinn von Lobethal hat sich sehr vergessen, daß sie von Marien in so beschimpfenden Ausdrücken sprach, und ich will, daß sie sich deßhalb entschuldigt. Sie sehen, Herr Baron, in diesem jungen Mädchen zwar nicht meine Tochter, aber meine Nichte, und dieser Titel giebt ihr eben so viel Recht auf Jedermanns Hochachtung, als wenn sie mein eigenes Kind wäre. Auch will ich, daß sie ihr von Jedermann auf meinem Schlosse erzeigt wird.“

Der Baron Heinrich schien bei diesen Worten ein neues Leben zu bekommen. „Ihre Nichte, Herr Graf? wiederholte er. Ich darf

also auf die Verzeihung meines Irrthums hoffen?“

— Aber es ist noch sehr zweifelhaft, unterbrach die alte Gräfinn Lobethal, ihren Schwiegersohn starr ansehend; und obgleich es Ihnen gefällig ist, Herr Graf, dieses Geschöpf für Ihre Nichte zu halten, so sind doch andere Menschen nicht eben so leichtgläubig. Fräulein Marie mag freilich gestern Abend entzückt gewesen sein, für die Erbin der Hochbergs gehalten zu werden! —

Marie, welche bis jetzt geschwiegen hatte, konnte diese falsche Beschuldigung nicht mit anhören, ohne zu erwiedern: „Verzeihen Sie, Frau Gräfinn, ich bin an dem unglücklichen Irrthume durchaus nicht Schuld, und ich weiß nicht, warum es Ihnen gefällt, mich mit solcher Ungerechtigkeit zu behandeln. Ich kenne meine Abhängigkeit, und weiß, daß ich dem Grafen und der Gräfinn von Hochberg Alles zu verdanken habe; aber eben so sehr fühle ich auch, daß ich keine Beschimpfung verdiene. Was liegt daran, weißen Tochter ich bin? Man hat deshalb kein Recht, mich

zu verachten, zu beleidigen; und der Herr Baron von Lindau wird ohne Zweifel seinen Irrthum wieder gut machen, indem er vergißt, daß er sich einige Augenblicke lang mit einem so unglücklichen Mädchen, als ich bin, unterhalten hat.“

Mehr konnte sie nicht sprechen; ihre Thränen ersticken ihre Stimme, und sie bat daher um Erlaubniß, sich entfernen zu dürfen.

„Weil du es wünschest, liebe Marie, sagte der Graf Ferdinand, so erlaube ich dir, das Zimmer zu verlassen; denn die dir zugefügte Beleidigung muß dir sehr wehe thun. Aber ich hoffe, daß man dergleichen nicht wiederholen wird, weil ich sonst gezwungen bin, diejenigen, welche die meiner Familie schuldige Achtung so verletzen, zu bitten, daß sie mich mit ihren Besuchen verschonen. Glaube mir, liebe Marie, daß ich die dir zugefügten Beleidigungen so betrachten werde, als wenn sie mir selbst widerföhren. Entferne dich jetzt, und suche dich zu beruhigen; in mir wirst du stets einen Beschützer und einen eifrigen Freund haben.“

Marie verneigte sich jetzt, und war im Begriff, das Zimmer zu verlassen, als der junge Baron auf sie zutrat. „Erlauben Sie mir noch, mein Fräulein, sagte er, Sie wegen der Unannehmlichkeiten, die ich Ihnen, ohne es zu wollen, verursacht habe, um Verzeihung zu bitten. Erlauben Sie mir auch, daß ich den Irrthum berichtige, in welchen Sie Sich befinden, wenn Sie sagen, daß ich bald die einige Augenblicke lang mit Ihnen gehabte Unterhaltung vergessen würde. Im Gegentheil werde ich stets mit Vergnügen daran denken, und mich glücklich preisen, wenn eine nähere Verbindung mit Ihnen die Folge davon sein könnte. — Ihnen, mein Fräulein, fuhr er fort, sich an Paulinen wendend, bin ich bereit, jede Entschuldigung zu machen, die Sie von mir verlangen werden, und ich hoffe auf Ihre großmüthige Verzeihung.“

Pauline antwortete voll Stolz, daß sie ihn entschuldige, weil sein Irrthum sie auf keine Weise beleidigen könne.

Der Baron verließ sie hierauf wieder, warf einen zärtlichen Blick auf Marien, und

folgte ihr mit den Augen, bis die Thür sich hinter ihr schloß; dann setzte er sich auf einen Stuhl, wo er seinen Kopf in eine Hand stützte, und sich schweigend seinem Nachdenken überließ.

Die Gräfinn Lobethal schickte sich an, in ihren Schmähungen gegen Marien fortzufahren; aber Graf Ferdinand zwang sie, zu schweigen. Die Baroninn Cécilie dachte ganz wie ihre Freundin, drückte ihr Mißvergnügen über diese Begebenheit aus, und sagte, daß der Baron Heinrich eine höchst lächerliche Rolle dabei gespielt habe. Gräfinn Rosalie schwieg; man sah ihr den Unmuth an, aber sie wagte nicht, ihre Meinung laut werden zu lassen. Graf Ferdinand allein schien mit dem vorgefallenen Irrthume nicht unzufrieden zu sein, während die Niedergeschlagenheit des jungen Barons bewies, wie traurig er war. Seine Lage war um so unangenehmer, als er seine Liebe zu Marien öffentlich ausgesprochen hatte, und als er einsah, daß dieselbe nur den Grafen Ferdinand zum Freunde habe.

Der Baron von Lindau verkürzte diesen Besuch, der alle seine Hoffnungen zertrümmerte, so viel als möglich. Als er sich empfahl, grüßten ihn die Damen mit ziemlich kalter Miene; aber der Händedruck des Grafen Ferdinand bewies ihm, daß dieser nicht auf ihn zürnte, und er nahm mit Vergnügen die Einladung desselben an, seinen Besuch zu wiederholen.

Als Heinrich mit seiner Tante im Wagen saß, machte ihm diese die härtesten Vorwürfe über sein Betragen, und sprach von der ungewissen Herkunft Mariens, die sie der Anmaßung, des Stolzes und der Dreistigkeit beschuldigte. Der junge Baron vertheidigte aber den unschuldigen Gegenstand ihres Zorns mit Wärme, und betheuerte von Neuem seine Bewunderung für Marien. Er sagte, daß er sie mit einer Zärtlichkeit liebe, wie er sie nie für eine Andere würde empfinden können.

Bei diesem Geständniß gerieth die Baronin Cécilie in Wuth, drohete ihm mit ihrer Ungnade, und gab ihm zu verstehn, daß sein

Ungehorsam selbst für seinen Vater nachtheilige Folgen haben würde.

Heinrich legte wenig Werth auf die Reichthümer, aber er beunruhigte sich seines Vaters wegen, dessen Vermögen, wie er wußte, ziemlich in Unordnung war. Seine Güter waren sehr verschuldet, und er hing gewissermaßen von seiner Schwester ab, die das Uebergewicht, welches ihr der Reichthum gab, wohl zu benutzen verstand. Sie hatte in einem Testament ihr ganzes großes Vermögen dem Baron und seinem Sohne vermacht; aber sie drohete, das Testament zu vernichten, wenn der Letztere bei seiner Leidenschaft für Marien beharren sollte.

Heinrich suchte daher seine Tante zu beruhigen, aber bei ihrer Ankunft auf dem Schlosse theilte sie ihrem Bruder den Ausgang des Besuches mit, und bezeigte ihr höchstes Mißvergnügen über das Betragen ihres Neffen. Heinrichs Vater, für den die kleinsten Wünsche seiner Schwester Gesetze waren, pflichtete ihrer Meinung bei, und verband seine Drohungen mit den ihrigen,

bis endlich der junge Baron, von ihren Vorstellungen ermüdet, versprach: nicht nur an Marien nicht mehr zu denken, sondern auch bei dem nächsten Besuche in dem Schlosse Reichenstein, als Liebhaber Paulinens aufzutreten.

Sobald es nur irgend anging, zog sich Heinrich auf sein Zimmer zurück, und dachte über sein unglückliches Schicksal nach. Nur seine Verwandten zu besänftigen, hatte er versprochen, Marien zu vergessen; aber er fühlte, daß ihm dieß unmöglich sein würde; denn schon hatte sich ihr Bild zu tief in seinem Herzen eingegraben. „Ach, rief er aus, wäre ich unabhängig, mein ganzer Ruhm sollte es sein, meine Liebe zu ihr öffentlich zu gestehen, und mich mit ihr zu verbinden! Nie, nie werde ich eine Andere lieben! Und ich soll sie vergessen? Nein, dieß geht über meine Kräfte! Alle Hoffnung ist mir aber noch nicht geraubt, denn Graf Ferdinand scheint die himmlische Marie zu lieben, und über meine Leidenschaft zu ihr nicht unwillig zu sein. Vielleicht wird sie noch einst die

Meinige ... aber was sage ich? Was würde aus meinem Vater werden, wenn ich mich dem Willen meiner Tante widersetze? ... Ach, ich Unglücklicher! ... Wie schrecklich hat sich meine Lage seit wenigen Stunden geändert!“ —

Zehntes Kapitel.

Unterdesſen ließ Marie auf ihrem Zimmer ihren Thränen freien Lauf; noch nie hatte ſie ſich ſo unglücklich gefühlt. Die Beleidigung, welche ſie erlitten, verletzte ihre Eigenliebe auf das Aeufferſte; aber ſie war nichts in Vergleichung mit der gemachten Entdeckung, daß jener liebenswürdige Fremde von geſtern Abend der Baron Lindath, der zukünftige Gemahl Paulinens, ſei. Jetzt ſollte ſie ihn vergeſſen, ihn, deſſen Bild in ihrem jungen Herzen die entzückendſten Gefühle erregte! Ach, dachte ſie, jetzt, da er weiß, wer ich bin, wird er ſuchen, mich aus ſeinem Herzen zu verbannen! Und dieſer Gedanke verletzte auf's Neue ihre Eigenliebe.

Robert, den eine Unpäßlichkeit ſeit einigen

Tagen an sein Zimmer fesselte, war nicht Zeuge von der eben vorgefallenen unangenehmen Begebenheit gewesen, und die alte Gräfinn von Lobenthal begab sich daher zu ihm, um sich nach seiner Gesundheit zu erkundigen. Robert fragte seine Großmutter, was sie von dem zukünftigen Gemahle seiner Schwester hielte, und erfuhr nun von ihr Alles, was sich zugetragen hatte. Die alte Gräfinn erzählte ihm voll Zorn, daß Marie sich für Paulinen ausgegeben, daß sie mit dem jungen Baron getanzt, und überhaupt alle Künste angewendet habe, ihn in ihre Netze zu ziehen.

Zwar glaubte Robert von Allem, was Marien nachtheilig war, kein Wort, aber er zweifelte nicht daran, daß der Baron Lindau von ihren Reizen bezaubert sein möchte; auch war es möglich, daß derselbe einigen Eindruck auf Marien gemacht haben könnte, und diese Furcht gab ihm den Entschluß ein, seine Liebe zu ihr ohne Zögern zu gestehen. Er vertheidigte daher Marien mit der ganzen Wärme eines Liebhabers, und setzte dadurch

die alte Gräfinn fast in Wuth; was indessen auf Robert nicht den geringsten Eindruck machte, ihn vielmehr in dem Vorhaben bestärkte, seinen Vater von seiner Leidenschaft in Kenntniß zu setzen. Die Warnung bei dem Grabe Charlottens schien ihm jetzt nur ein Betrug oder eine List zu sein, deren sich die Gräfinn bedient haben mochte, als sie vielleicht ihre Unterhaltung mit anhörte. Auf jeden Fall beschloß er, von Neuem Alles anzuwenden, um die Hand seiner Geliebten zu erhalten.

Am andern Morgen wiederholte der Baron Heinrich seinen Besuch auf dem Schlosse Reichenstein. Marie befand sich in dem Salon, als er eintrat; sie zitterte heftig bei seinem Anblick, und wechselte mehrere Male die Farbe. Heinrich redete sie mit vieler Ungezwungenheit an, aber seiner Unterhaltung mit der Gräfinn Rosalie und ihrer Tochter konnte man es leicht ansehen, wie sauer sie ihm wurde; denn wenn er auch eingewilligt hatte, als Paulinens Liebhaber zu erscheinen, so hatte er doch eben so bei

sich selbst geschworen, sich niemals, als nur mit Marien zu vermählen.

Robert war heute gegenwärtig, und mußte den Schmerz empfinden, zu sehen, wie die Blicke des Barons stets auf Marien verweilten. Die lebhafteste Röthe, welche ihr Gesicht überzog, sobald er sie anredete; ihre furchtsamen Blicke, ihre Verlegenheit, Alles dieß bewies den hellsehenden Augen der Liebe nur zu deutlich, daß die Empfindungen des Barons erwiedert würden. Indessen suchte sich Marie unter einem schicklichen Vorwande aus dem Zimmer zu entfernen, und erschien nicht eher wieder, als bis sie wußte, daß der Baron das Schloß verlassen hatte.

Nach dem Essen bat Robert seinen Vater um eine geheime Unterredung, und Graf Ferdinand, der gewohnt war, sich zeitig auf sein Zimmer zurückzuziehen, um seinen schwermüthigen Gedanken ungestört nachhängen zu können, sagte, daß er ihm folgen solle. Marie, um sich einigermaßen zu zerstreuen, beschloß einen Spaziergang zu machen, und nahm ihren Weg nach dem Ufer des Rheins, in der

Absicht, noch einmal den Felsen zu besteigen, wo sie neulich die Unbekannte gesehen hatte.

Kaum hatte Marie den Gipfel des Felsens erreicht, als sie in ihrer Nähe einen tiefen Seufzer und eine menschliche Stimme vernahm. Horchend blickte sie allenthalben umher, und gewahrte nun dieselbe Unbekannte, welche sie vor einigen Tagen vergebens zu entdecken suchte, auf den Knien in einem Gebet begriffen. Sie schlich sich leise näher hinzu, wagte aber nicht, die Unbekannte in ihrem Gebete zu stören. Endlich stand diese auf, und erblickte Marien. „Allmächtiger Gott!“ rief sie mit einem verzweiflungsvollen Tone aus, und fiel ohnmächtig in Mariens Arme, welche der Schrecken und das Erstaunen selbst unbeweglich machten.

Unterdessen war Graf Ferdinand in sein Zimmer getreten, und warf einen neugierigen Blick auf seinen Sohn; dieser schwieg, und schien mit sich selbst zu kämpfen, um seine Verlegenheit zu überwinden. Nach einigen Minuten nahm endlich Graf Ferdinand das Wort: „Nun, Robert, ich bin bereit, dich an-

zuhören; ohne Zweifel hast du mir eine sehr wichtige Angelegenheit mitzutheilen, weil du mich allein zu sprechen verlangtest.“

— Was ich Ihnen zu sagen habe, lieber Vater, ist in der That höchst wichtig, erwiderte Robert; denn mein ganzes Glück hängt von Ihrer Antwort ab, und indem ich um Ihre Nachsicht bitte, hoffe ich in Ihnen, wie bisher, einen Freund zu finden, der meinen Wünschen entgegenkommen wird. —

„Rede, mein Sohn; dein Vater wünscht dein Glück, und wird Alles thun, was möglich ist, um dazu beizutragen. Sage mir also, worauf es jetzt ankommt.“

— Ich bin im Begriff, Ihnen die Schwachheit meines Herzens zu entdecken, lieber Vater, oder vielmehr Sie von den Gefühlen in Kenntniß zu setzen, die ich mir zum Ruhme anrechnen darf. Denn warum sollte ein Mann erröthen, seine Liebe zu einem reizenden Mädchen zu gestehen? Aber ihre Schönheit, mein Vater, in welcher sie mit der Mutter der Grazien selbst wetteifern kann, ist nur eine Nebensache, wenn man den Vera

stand, die Herzensgüte; kurz alle ihre Tugenden damit vergleicht. Vielleicht glauben Sie, daß ich die Schilderung meiner Geliebten übertreibe. O nein, gewiß nicht, die höchste weibliche Vollkommenheit ist in dem Gegenstande, den ich anbete, verwirklicht! —

Graf Ferdinand lächelte, als er sahe, mit welcher Wärme sein Sohn von seiner Geliebten sprach; aber mit einem tiefen Seufzer antwortete er ihm: „Wenn du wirklich ein Mädchen liebst, wie du mir so eben geschildert hast, so darfst du von meiner Seite durchaus keinen Widerspruch fürchten; es müßte denn sein, daß sehr wichtige Gründe mich dazu zwingen. Nenne mir also den Namen deiner Zauberinn, damit ich weiß, was ich dir zu erwiedern habe.“

— Haben Sie ihn noch nicht errathen, theurer Vater? Wissen Sie nicht, daß ich in meinem Leben nur ein Mädchen gesehen habe, auf welches meine Schilderung paßt? Sie lieben sie, und ich bin überzeugt, daß Sie sie mit Vergnügen zu ihrer Schwieger-tochter annehmen. Geben Sie mir daher

Ihre Einwilligung, und lassen Sie mich zu Marien eilen, ihr zu sagen, daß es in ihrer Macht stehe, mich unendlich glücklich zu machen. —

„Marie! wiederholte der Graf Ferdinand, dessen Gesicht plötzlich leichenbläß wurde; was ich am meisten fürchtete, ist also wirklich eingetroffen! O, Robert, unvorsichtiger Jüngling! Nie, niemals kann ich dir meine Einwilligung geben!“

— Ist es möglich? habe ich recht gehört? rief Robert aus. O, mein Vater, ich kann ohne sie nicht glücklich sein! Besitzt sie nicht alle Eigenschaften, die Sie der Gattinn Ihres Sohnes wünschen können? Ist sie nicht ganz so, wie ich sie geschildert habe? —

„Du hast Recht, mein Sohn; ich gestehe, daß keine Andere mit ihr zu vergleichen ist. ... Wenn du aber nicht in den Abgrund des Unglücks stürzen willst wenn dir die Ruhe deines Vaters theuer ist Nein, mein Verstand verwirrt sich O, denke nicht mehr an Marien, sie kann nie die Deinige werden, ich schwöre es dir! Versprich

mir, Robert, auf immer auf sie Verzicht zu leisten! Sage, mein Sohn, versprichst du es? Ach, du weißt nicht, wie schrecklich du mein Herz verwundet hast!“ —

Robert konnte sich den Schmerz seines Vaters durchaus nicht erklären, und war in Verzweiflung. Seine kindliche Liebe machte ihn geneigt, seinem Vater zu gehorchen aber dann sollte er Marien auf immer verlieren! „O mein Vater! rief er endlich aus; so sagen Sie mir wenigstens, warum Sie einen so schrecklichen Gehorsam von mir verlangen? Ohne Zweifel habe ich doch ein Recht zu wissen, warum ich die Hoffnung auf mein Glück so zertrümmert sehen muß?“

— Bin ich meinem Sohne eine Erklärung schuldig? erwiederte der Graf Ferdinand mit fürchterlicher Stimme. Ich befehle dir, mir zu gehorchen, und so grausam dir mein Befehl auch scheinen mag, so muß er dir heilig sein! Solltest du es wagen, Marien wider meinen Willen zum Altare zu führen, so will ich ein Geheimniß bekannt machen,

daß ohne Zweifel die Ausführung deines gottlosen Planes verhindern wird! —

— Was für ein Geheimniß? unterbrach Robert. Warum entdecken Sie es nicht? ... Ich weiß, daß ich Ihr Sohn bin, und der Himmel ist mein Zeuge, daß ich Alles aufopfern würde, um Ihrem Willen zu folgen. Aber Ihre Drohungen, mein Vater, werden mich nie zum Gehorsam zwingen. Ich fühle mich beleidigt; Alles will ich Ihrer Betrübniß zum Opfer bringen, aber durchaus Nichts Ihren Drohungen. —

„Robert, sagte der Graf ruhiger, seines Sohnes Hand nehmend, ich bin zu weit gegangen, es ist wahr; aber du weißt nicht, was in meinem Herzen vorgeht. Ich kann dir mein Geheimniß nicht entdecken, ohne mich, so lange ich lebe, vor dir schämen zu müssen; schone mich also dein Vater bittet dich O, Robert, versprich mir, auf Marien Verzicht zu leisten, und du befreist dadurch deinen Vater von der schrecklichsten Seelenangst.“

Lange Zeit stand Robert sinnend da;

endlich sagte er: „Mein Herz blutet, aber ich leiste Verzicht auf Marien, nur um Sie zu beruhigen, theurer Vater! — Ja, ich schwöre es Ihnen, ich will Ihnen gehorchen.“

Graf Ferdinand drückte jetzt seinen Sohn an sein Herz, und überschüstete ihn mit seinem Danke, mit seinen Segnungen. Als Robert ihn hierauf verlassen hatte, warf er sich auf ein Sofa, und überließ sich seinem Nachdenken. Wie unzufrieden war er, daß sein Sohn ihm so großmüthig und edel seine theuersten Hoffnungen zum Opfer brachte; aber er fühlte auch zugleich Alles, was Robert dabei leiden mußte. Aus eigener Erfahrung wußte er ja, was es heiße, eine unglückliche Liebe zu unterdrücken! —

Jetzt fielen seine Gedanken auf Marien. Wird sie nicht vielleicht ebenfalls bei meinem Verbote Qualen erdulden müssen? Erwiedert sie die Zärtlichkeit meines Sohnes? — Er war überzeugt, daß sie auf den jungen Baron von Lindau einen lebhaften Eindruck gemacht hatte; allein er wußte nicht, daß dieser Eindruck gegenseitig war. Der Gedanke daran

verursachte ihm neuen Kummer; denn wenn er die Wünsche des Barons begünstigte, so trat er gegen seine eigene Tochter auf. Lange wußte er nicht, welche Partie er hierbei ergreifen sollte; endlich beschloß er, Marien selbst zu sprechen, um den Zustand ihres Herzens zu beurtheilen. Er suchte sich völlig wieder zu sammeln, und ohne zu bedenken, welches Erstaunen er erregen würde, kehrte er nach dem Salon zurück, was er seit dem Tage, wo er so gefährlich krank wurde, noch nicht wieder gethan hatte.

Die Gräfinn Rosalie und ihre Tochter waren allein, und schienen äußerst überrascht, als sie den Grafen eintreten sahen. „Wahrlich, eine hohe Gunst, redete ihn Rosalie an, daß du uns heute noch einen Besuch abstatte!“

— Wo ist Marie? fragte der Graf, ohne weiter etwas hierauf zu antworten; ich will sie sprechen. —

Die Gräfinn Rosalie schien äußerst empfindlich zu sein. „Ich glaubte, daß nur eine sehr wichtige Ursache dich bewegen könnte,

dein Zimmer zu verlassen; und Marie ist ohne Zweifel von solcher Wichtigkeit, daß du dich ihretwegen deiner Einsamkeit entreißen kannst. Diesmal wirst du aber noch etwas Geduld haben müssen, denn Marie ist ausgegangen.“

— Ausgegangen? erwiederte der Graf; wo kann sie so spät und allein noch sein? —

„Ich weiß es nicht, denn du interessirst dich ja so sehr für Alles, was sie thut, daß ich durchaus keine Gewalt mehr über sie habe.“ —

Der Graf Ferdinand setzte sich, indem er sagte, daß er ihre Rückkehr erwarten wolle, und beobachtete dann ein tiefes Stillschweigen. Die Nacht brach ein, und Marie kam immer noch nicht. Der Graf ging unruhig im Zimmer auf und nieder. „Bleibt sie öfters so spät aus?“ fragte er endlich.

— Nein! antwortete die Gräfinn-Rosalie. —

Es verging abermals eine halbe Stunde, und Marie kam nicht. „Wo ist Robert?“ fragte der Graf.

„Er ist gleich nach der Unterredung mit

Ihnen ausgegangen, lieber Vater," sagte Pauline.

— Es ist gewiß, rief der Graf unwillkürlich aus; aber ich werde nicht dulden, daß man mich hintergeht; ich will die Wahrheit wissen. —

Hierauf bat er seine Gemahlinn, ihm sogleich Marien auf sein Zimmer zu schicken, sobald sie nach Hause kommen würde, und entfernte sich. Nichts schien ihm gewisser, als daß Robert in diesem Augenblick bei Marien sei, und sein ihm gegebenes Versprechen bei ihr vergessen würde; dieser Gedanke verursachte ihm die schrecklichste Unruhe. Jetzt war es neun Uhr, und da Marie immer noch nicht erschien, so verlor er alle Geduld, länger zu warten. Er schickte sich daher an, sie selbst aufzusuchen, obgleich er nicht einmal wußte, welchen Weg er zur Erreichung dieses Zweckes nehmen sollte.

Elftes Kapitel.

Graf Ferdinand war im Begriff, sein Zimmer zu verlassen, als Marie eintrat.

„Eben wollte ich dich suchen!“ redete er sie zornig und starr blickend an.

Die arme Marie konnte kein Wort hervorbringen; ihre Augen waren roth geweint, und sie zitterte am ganzen Körper. „Ha! dachte der Graf, Robert hat sie von meinem Verbot unterrichtet; dieß sind die Folgen davon. O, ich unglücklicher Vater!“

— Marie, fuhr er sanfter fort, warum bist du heute so lange ausgeblieben? Könntest du mich wohl täuschen wollen? Ich weiß recht gut, was man dir heute mitgetheilt hat; deine Verlegenheit ist ein Beweis davon. —

„Wie! Höre ich recht? erwiederte Marie mit zitternder Stimme. Sollten Sie die Ursache meines Kummerß und Schreckens errathen? — O, wie unglücklich bin ich!“

— Ja, unglückliches Kind, ich errathe diese Ursache. Aber erzähle mir Alles, und hüte dich, mich zu hintergehen. Wie konntest du überhaupt so handeln, ohne meinen höchsten Zorn zu fürchten? —

„O, Herr Graf, verschonen sie mich! rief

Marie, ihm zu Füßen fallend. Kann meine Angst, mein Kummer sie überraschen, da beide doch so natürlich sind? Ach, sehen Sie mich nicht so strenge an! Lassen Sie die Natur zu Ihrem Herzen sprechen, und drücken Sie Ihr Kind, Ihre Tochter in Ihre Arme!“

— Meine Tochter? wiederholte der Graf bebend. O, Marie, du weißt, daß ich für dich ein zärtlicher Vater bin; aber ein unübersteigliches Hinderniß setzt sich deiner Verbindung mit Robert entgegen! —

„Meiner Verbindung mit Robert? sagte Marie erstaunt; bin ich denn ganz von Sinnen? — Nein, diese Verbindung kann niemals Statt finden aber wie kommen Sie auf diesen Gegenstand, wobei der bloße Gedanke mich schon mit Abscheu erfüllt?“

— Ich verstehe dich nicht, sagte der Graf. Rede ohne Umschweife: hast du nicht mit Robert gesprochen; hat er dir nicht gesagt, daß ich ihm verboten habe, ferner an dich zu denken? —

„Ich weiß nicht, was Sie sagen wollen, Herr Graf; ich habe Ihren Sohn seit Mit-

tag nicht gesehen, und es ist mir gänzlich unbekannt, was zwischen Ihnen beiden vorgefallen ist; wenn aber von seiner Verbindung mit mir die Rede gewesen ist, so können Sie ganz ruhig sein; denn ich wiederhole es, schon der bloße Gedanke daran erfüllt mich mit Abscheu.“

— Wie, du hast also nicht mit Robert gesprochen? Aber woher deine Bewegung, deine Verlegenheit, da du nicht von meinem Sohne sprachst? Wie kamst du zu der Bitte, daß ich die Natur zu meinem Herzen sprechen lassen sollte?

Marie sah ihn erstaunt an. „Sie meinen also Ihren Sohn, Herr Graf?“ fragte sie.

— Freilich, aber ich sehe, daß ich mich getäuscht habe, daß du in Gesellschaft einer andern Person gewesen bist. —

„Jetzt war Marie in der äußersten Verwirrung, und wußte nicht, was sie antworten sollte. „Ihre Strenge, Herr Graf,“ sagte sie endlich, „dient mir allein zur Entschuldigung. Da ich bis jetzt gewohnt war, von Ihnen stets mit Zärtlichkeit behandelt zu

werden, so brachte mich Ihr zorniger Blick außer Fassung. Aber bin ich nicht Ihre Pflegetochter? Als solche habe ich um die Verzeihung meines Vaters gebeten.“

— Ja, mein Kind, du bist meinem Herzen theuer; ich fühle für dich die ganze Zärtlichkeit und Nachsicht eines Vaters; aber ich will auch dessen ganze Gewalt über dich besitzen. Ich verlange also, daß du mir sagst, wo du heute Abend gewesen bist. —

„Ich war im Dorfe, Herr Graf, und zwar bei einer Frau, auf die Sie erzürnt sind, wie ich fürchte. Ich wollte für sie um Verzeihung bitten. . . .“

Der Graf bemerkte die Röthe, welche Mariens Gesicht bei dieser Antwort überzog, und ein Verdacht anderer Art stieg jetzt in ihm auf; er glaubte, daß wahrscheinlich der junge Baron von Lindau sie auf ihrem Spaziergange begleitet habe, und dieß schien ihm eine hinreichende Ursache ihrer großen Verlegenheit. Um sie für heute zu schonen, sagte er: „Ich will dich nicht weiter über eine Sache befragen, die dich so augenschein-

lich in Verlegenheit setzt. Mit der höchsten Zufriedenheit sehe ich, daß ich in Absicht auf Robert nichts von dir zu fürchten habe; aber wenn ich mich nicht sehr irre, so erstrecken sich deine Wünsche bereits auf einen andern Gegenstand. — Erröthe nicht, Marie; die Liebe ist eine Leidenschaft, der wir Menschen alle unterliegen müssen; aber ich bitte dich, habe Vertrauen zu mir, und entdecke mir alle deine Wünsche. Vor allen Dingen aber entferne dich nie von dem Wege der strengsten Wahrheit. — Ich bin überzeugt, daß der Baron von Lindau schon deine Vorzüge zu schätzen weiß; aber seine Aeltern werden seine Wahl nicht billigen, und ich rathe dir daher, liebe Marie, nicht auf ihn zu hören. Hinge es von mir allein ab, ich würde gern in deine Verbindung mit ihm willigen; denn dein Glück ist mir heilig, und ich glaube, daß er meiner Marie würdig ist.“

— O, Herr Graf, rief Marie lebhaft, wie kann ich je für Ihre Güte und Zärtlichkeit dankbar sein! . . . Ich gestehe, daß ich den Baron von Lindau hochschätze; aber nie

werde ich mich in seine Familie eindringen, ohne dazu berufen zu sein! Die stolze Baroninn Cécilie behandelt mich jetzt mit Verachtung, weil sie glaubt, daß ich von niedrigerer Geburt bin, als sie aber es wird eine Zeit kommen, wo sich meine Herkunft aufklären wird. Meine Mutter kann vielleicht noch zum Vorschein kommen, um meine Rechte anerkennen zu lassen, und ohne Zweifel wird sich dann auch mein Vater nennen, und mich als seine Tochter in die Arme drücken. O, meine Mutter! wann wird mir dieses Glück zu Theil werden! —

„Deine Mutter? wiederholte der Graf, erstaunt über Mariens Lebhaftigkeit; o, könnte ich sie sehen! Warum hat sie sich meinem Anblick so lange entzogen? Aber was sage ich! Sie lebt ohne Zweifel nicht mehr o, schrecklicher Gedanke!“

— Ich glaube, Herr Graf, daß Sie sie sehr zärtlich geliebt haben, sagte Marie, ihn aufmerksam ansehend. —

„Ach, Marie, noch jetzt bete ich sie an; ihr Bild wird nie aus meinem Herzen schwinden!“

— Aber ich begreife nicht, wie die Gräfinn Charlotte sich von ihrer Familie entfernen konnte, oder nicht wenigstens einen Versuch gemacht hat, sich wieder zu zeigen. —

„Gräfinn Charlotte?“ wiederholte Ferdinand, Marien mit stieren Augen ansehend.

— Ja, Herr Graf, Ihre Schwester, die, wie man sagt, meine Mutter ist. —

„Es ist wahr ich bin verwirrt ich weiß kaum, was ich sage. Geh' jetzt auf dein Zimmer, liebe Marie, denn auch die wird die Ruhe nöthig sein.“

Am andern Morgen war die ganze Familie beim Frühstück versammelt. Marie sah nach einer schlaflosen Nacht sehr blaß und abgesspannt aus, und auch Robert trug die Spuren tiefen Kummers in seinen Gesichtszügen; aber er suchte seine Gefühle mit aller Macht zu bekämpfen, da er entschlossen war, das seinem Vater gegebene Versprechen treu zu erfüllen. Die Gräfinn Rosalie fragte Marien, ob sie vielleicht unwohl sei? und diese gebrauchte ein heftiges Kopfweh zum Vorwande. „Ich fürchte, daß dein gestriger

Spaziergang dich allzusehr ermüdet hat," sagte die Gräfinn.

— Warst du gestern Abend ausgegangen, Marie? sagte Robert. Dann wundere ich mich, dir nicht begegnet zu sein; denn ich war im Dorfe, wo ich die Lehrerin traf, die sich nach dir erkundigte, und dich zu sprechen wünschte.

Bei diesen Worten wendeten sich Aller Blicke auf Marien, die in der schrecklichsten Verwirrung war. Sie wurde wechselsweise roth und blaß, und zitterte am ganzen Körper. . . Einer Lüge überwiesen zu sein, welcher Gedanke für sie! denn noch heute Morgen erst hatte sie der Gräfinn versichert, gestern Abend im Dorfe, und bei der Schullehrerin gewesen zu sein. . . Jetzt wurde es Nacht vor ihren Augen, daß Blut in ihren Adern erstarrte, und ohnmächtig fiel sie auf ihren Stuhl zurück.

Der Graf Ferdinand sah ihren Zustand mit Kummer, aber der Gedanke, daß sie auch ihn hintergangen hatte, schmerzte ihn noch mehr. Er überzeugte sich jetzt, daß sie in

Gesellschaft des Barons von Lindau gewesen sei, und derselbe Gedanke vermehrte noch den Zorn der Gräfinn, welchen anfangs nur Mariens Mangel an Aufrichtigkeit in ihr erregte. Sie sah jetzt in ihr eine Lügnerinn und die Nebenbuhlerin ihrer Tochter.

Marie kam wieder zu sich. „Wahrlich, sagte die Gräfinn, eine schöne Lage, in die du dich da gesetzt hast. O, wie verächtlich finde ich dich jetzt, da du dich zu einer Lüge herabwürdigen konntest!“

— Ach, schonen Sie meiner, rief Marie zitternd. Wenn Sie wüßten, aus welchem Grunde ich diesen Fehler begehen mußte; so würden Sie, weit entfernt mich zu tadeln, mein Betragen vollkommen billigen. —

„Was soll dieß Alles bedeuten? fragte Robert. Welches Uebel habe ich denn über Marien herbeigeführt?“

Seine Mutter unterrichtete ihn von Allem, und sagte dann: „Es ist mir lieb, daß du zufällig der Schullehrerin begegnetest; weiß ich doch jetzt, was ich für Vertrauen in Marien setzen kann.“

— Du darfst auch nicht allzu strenge sein, fiel jetzt der Graf Ferdinand ein. Marie ist durch ihr eigenes Gefühl schon hinreichend bestraft, und vielleicht wird eine Erklärung von ihrer Seite dieß allerdings zweideutige Betragen entschuldigen können. —

„Ich bin bereit, sie anzuhören. Nun, Marie, was hast du zu deiner Entschuldigung anzuführen?“

Marie schien vor Kummer und Scham außer sich zu sein. „Ach, Frau Gräfinn, rief sie aus, wenn Sie meine Qualen kennen sollten, so würden sie sehr bald Ihren gerechten Unwillen mäßigen! Eine unglückliche Nothwendigkeit ist Schuld daran, daß ich Ihnen die Unwahrheit sagte; aber eben diese Nothwendigkeit zwingt mich auch zu schweigen Nein, nie werde ich die Ursache meiner Nothlüge entdecken.“

— Nothlüge! Welche Hartnäckigkeit! erwiederte die Gräfinn zornig, und drehte ihr den Rücken zu.

„Dein Betragen ist höchst tadelnswürdig, Marie, sagte der Graf; aber ich hoffe, daß

du es nie wiederholen wirst. Ich kenne dein Herz; ihm allein überlasse ich es, die Gründe, die du zu dieser Nothlüge hattest, zu beurtheilen. Wenn sich dein Herz dabei beruhigt, so bist du zu entschuldigen, und ich verzeihe dir unter der Bedingung, daß du dich nie wieder von dem Wege der Wahrheit entfernen wirst.“

— Ach, Herr Graf! rief Marie, seine Hand küssend; wie glücklich macht mich Ihre großmüthige Verzeihung! O, wenn sich auch Ihre Gemahlinn dazu bewegen ließe, so würde meine Dankbarkeit ohne Grenzen sein. —

Marie trat jetzt furchtsam auf die Gräfinn zu, die sich aber stolz von ihr entfernte. „Meine Verzeihung, sagte sie, kann von keinem Gewicht mehr sein, da der Graf schon die seinige ausgesprochen hat. Uebrigens hast du nicht zu fürchten, daß ich mir die Mühe geben werde, dich weiter auszufragen.“

Nach dem Frühstück begab sich Marie auf ihr Zimmer, wo sie nicht aufhörte, Ströme von Thränen zu vergießen, während die Gräfinn Rosalie anspannen ließ, und mit Pau-

linen, zu ihrer Mutter nach dem Schlosse Lobethal fuhr. Die alte Gräfinn von Lobethal wurde fast rasend, als sie hörte, daß Marie ohne Zweifel Zusammenkünfte mit dem Baron von Lindau gehabt habe; doch beruhigte sie sich wieder bei dem Gedanken, daß jetzt hinreichende Ursachen vorhanden seien, einen Plan gegen die ihr Verhaftete zu verabreden. Die Gräfinn Rosalie gab bald den Gründen ihrer Mutter nach, und es wurde beschlossen, Marien auf irgend eine Art von dem Schlosse zu entfernen. Die Gräfinn von Lobethal versprach zugleich, die Baroninn Cäcilie von Allem zu unterrichten, und sie mit in's Interesse zu ziehen.

Auch der Baron Heinrich erfuhr, in welchem Verdachte Marie stand; da er aber selbst am besten wußte, daß derselbe nicht gegründet war, so stieg in ihm der Gedanke auf, daß er wohl einen Nebenbuhler haben könnte. Bei seinen wiederholten Besuchen auf dem Schlosse Reichenstein hoffte er eine Gelegenheit zu finden, um mit Marien einige Augenblicke allein zu sprechen; aber sie war nie anwesend,

oder ging hinaus, wenn er eintrat, so daß der arme Heinrich wirklich einen Anfall von Eifersucht bekam.

Pauline, welche indessen Alles anwendete, um ihn an sich zu fesseln, hielt seine natürliche Höflichkeit für die Wirkung seiner zärtlichen Zuneigung zu ihr, und da auch die Uebrigen mit Heinrichs Betragen zufrieden waren, so schien nichts gewisser zu sein, als die nahe Vermählung.

So verging einige Zeit. Robert, der zwar entschlossen war, Marien aus seinem Herzen zu verbannen, litt dennoch die schmerzlichsten Qualen bei dem Gedanken, daß sie einen Andern liebte; denn er hielt den von seiner Mutter angeregten Verdacht für völlig gegründet. Obgleich er keine Hoffnung hatte, sie je zu besitzen, so überließ er sich doch seiner Eifersucht gänzlich. Er betrachtete den Baron als einen verhaßten Nebenbuhler, der ihn des Herzens seiner Marie beraubte, und schwor, sich zu rächen, oder wenigstens nie Zeuge einer Liebe zu sein, die er selbst nicht hatte einflößen können. Allein bald machte

seine Raserei der Vernunft Platz, und er überließ sich den edelsten Gesinnungen. Marie konnte nie die Seinige werden, und der Baron von Lindau besaß alle Eigenschaften, sie glücklich zu machen. „Wenn sie ihn liebt, dachte er, warum sollte ich diese Verbindung nicht wünschen? Mein Glück ist auf immer zerstört, und nur die Beförderung des andern kann mir jetzt noch einigen Trost gewähren. Ja, theure Marie, da ich dir mein Vermögen und meine Hand nicht anbieten darf, so fühle ich eine Linderung meines Schmerzes in dem Gedanken, daß der Baron von Lindau deiner würdig ist. Meine Schwester liebt ihn nicht, und nur ihr Stolz wird beleidigt, indem sie einer Andern den Vorzug einräumen muß!“

Bei dem nächsten Besuche des Barons auf dem Schlosse Reichenstein kam auch dessen Tante mit, und Marie befand sich heute im Gesellschaftszimmer. Nachdem Heinrich die übrigen Damen begrüßt hatte, wendete er sich an Marien; sein ganzes Herz schwebte ihm auf den Lippen, aber in Gegenwart so

zahlreicher Gesellschaft durfte er es nur seinen Augen überlassen, sich verständlich zu machen. Marie erröthete, seufzte und schlug die Augen nieder; dieß war für den Baron Heinrich genug, der sich jetzt mehr als jemals schmeichelte, wieder geliebt zu werden, und sich hierauf mit vieler Fröblichkeit in die allgemeine Unterhaltung mischte. Aber sein Vergnügen wurde bald gestört. Als seine Tante sich wieder empfahl, ladete sie die ganze Familie zum Mittagessen auf dem Schlosse Lindau ein, und drang so sehr in den Grafen Ferdinand, daß dieser endlich nachgab, und zum ersten Male seit seiner Krankheit das Schloß zu verlassen versprach. Der Baron hörte, wie seine Tante jedes Mitglied der Familie einzeln nannte, jedoch Marien ausnahm; indessen blickte sie sie dennoch an, um zu beweisen, daß es nicht bloß aus Vergessenheit geschehe. Diese seiner Geliebten zugefügte Beleidigung empörte den Baron auf's Aeußerste, doch wagte er nicht, etwas darüber zu sagen. Als die Baroninn Cäcilie schon in der Thür stand, wiederholte sie noch

mals ihre Einladung, und die liebenswürdige Waise mußte abermals den Schmerz erdulden, sich ausgenommen zu sehen.

Zwölftes Kapitel.

An dem bestimmten Tage fuhr die Familie Hochberg, Marien ausgenommen, nach dem Schlosse Lindau, wo sich auch der alte Graf Wilhelm, Ferdinands Vater, so wie der alte Graf von Lobethal und dessen Gemahlinn, nebst ihrem Sohne Gustav, einfanden. Graf Ferdinand, der nur wider seinen Willen mitgekommen war, war traurig, wie gewöhnlich; hörte die Glückwünsche über seinen ersten Ausgang nach so langer Zeit gleichgültig mit an, und empfand die höchste Langeweile. Nur der junge Baron Heinrich war im Stande, ihn auf Augenblicke aufzuheitern; die Unterhaltung dieses Jünglings schien ihm zu gefallen, und man sah deutlich, welchen Vorzug er ihm gab.

Als man des Abends wieder nach Hause zu fahren im Begriff war, bemerkten der Graf Ferdinand und Robert plötzlich eine

helle Röthe am Himmel, und dicke Rauchwolken zogen bald darauf über sie hinweg. Man erfuhr jetzt, daß das Dorf Reichenstein, welches passirt werden mußte, um nach dem Schlosse zu kommen, in vollen Flammen stände.

Die Männer schwuren, Alles zu versuchen, um der Feuersbrunst Einhalt zu thun, oder wenigstens die Einwohner zu retten, und Baron Heinrich, der stets bereit war, wenn es auf eine wohlthätige Handlung ankam, setzte sich zum Grafen Ferdinand und Robert in den Wagen. Der alte Graf Wilhelm, zu schwach, um bei solcher Gelegenheit Hülfe leisten zu können, beschloß, die Gräfinn Rosalie und Paulinen zu begleiten, und befahl dem Kutscher, so rasch als möglich zu fahren. Der Kutscher gehorchte; aber als er bei dem Dorfe ankam, konnte er durchaus nicht weiter.

Die Flammen griffen mit solcher Schnelligkeit um sich, daß sie die Hütten des Dorfes eine nach der andern verzehrten; die Luft erschallte allenthalben von dem Jammergeschrei der schrecklichsten Verzweiflung. Die Gräfinn Rosalie schauderte bei diesem herzerreißenden

Anblick; nicht lange mehr hätte sie Zeuge dieses fürchterlichen Schauspiels sein können, ohne ihr Bewußtsein zu verlieren; endlich gelang es ihrem geschickten Kutscher, sich mitten durch die wogende Menge und die Trümmern Platz zu machen, und den Weg durch das Dorf zurückzulegen.

Graf Ferdinand, Robert und Baron Heinrich eilten allenthalben hin, wo die Gefahr die größten Anstrengungen erforderte. Ein etwas höher als die übrigen gelegenes Haus war im Begriff, binnen wenigen Minuten ganz von den Flammen verzehrt zu werden. Ferdinand fragte, ob die Einwohner sich gerettet hätten. „Nur eine einzige Frau, antwortete man ihm, ist noch darin, um ihr Eigenthum zu retten.“ Jedermann erstarrte vor der sie bedrohenden Gefahr, denn ihr Tod schien gewiß zu sein. „Laßt uns Alles versuchen, um sie zu retten, rief der Baron; noch kann man das zweite Stockwerk erreichen; nur eine Leiter her, damit ich ihr zu Hülfe eilen kann!“

In diesem Augenblick erschien eine Frau,

das lebendige Bild der Verzweiflung, am Fenster; händeringend blickte sie gen Himmel, dessen Beistand sie anzurufen schien, und ihr durchdringendes Geschrei erschütterte die Herzen aller Umstehenden. Der Graf Ferdinand blickte sie starr an. „Gott! rief er aus, was sehe ich! diese Gesichtszüge, diese Figur! Sie ist es! O, rettet sie! Ich will sie retten, oder mit ihr sterben!“

Mit diesen Worten stürzte er nach der Thür des Hauses, aber Robert hielt ihn beim Arme zurück. „Bleiben Sie, lieber Vater, Ihr Tod ist unvermeidlich, wenn Sie Sich in dieses Haus wagen!“

— Laß mich! laß mich! erwiederte der Graf heftig; ich will mit ihr sterben! Du kennst meine Gefühle nicht aber Alles scheint mir vor den Blicken zu schwinden ... Gott! meine Knie wanken ... ich kann nicht mehr! — Robert fing seinen Vater in seinen Armen auf; alle Versuche, ihn wieder zum Bewußtsein zurückzubringen, waren vergebens; und Robert half ihn daher in den Wagen tragen, worauf er dem Kutscher be-

sahl, so rasch als möglich nach dem Schlosse zu fahren.

Der Baron Heinrich hatte die verzweiflungsvollen Ausrufungen des Grafen Ferdinand gehört; er beschloß daher, jene Frau, an welcher derselbe so vielen Theil nahm, um jeden Preis zu retten. Man brachte ihm eine Leiter, die er sogleich an das Haus setzte; mit dem Muth eines Helden stieg er hinauf, seine eigene Gefahr vergebend, und nur mit dem Gedanken an die Rettung eines Menschenlebens beschäftigt; alle Zuschauer zitterten, ihn das Opfer seines Muthes werden zu sehen. — Glückliche erreichte er indess das Fenster, ergriff mit dem einen Arm die Unglückliche und stieg dann mit seiner kostbaren Last die Leiter hinab. Ein Freudengeschrei erschallte, als man beide außer Gefahr sah; der junge Baron beschäftigte sich aber nur mit seiner Geretteten, die ohnmächtig in seinen Armen lag. So sanft als möglich trug er sie in eine benachbarte Hütte, welche von Feuer verschont geblieben war, und ließ ihr dort alle Hülfe leisten, die ihr Zustand erfor-

derlich machte. Niemand kannte die Unglückliche, aber man glaubte, daß es jene Einsiedlerin des Dorfes sei, welche so sorgfältig ihren Namen und Stand vor Jedermann zu verbergen suchte.

Der Baron betrachtete ihre regelmäßigen und feinen Gesichtszüge aufmerksam, und als sie ihre blauen, ausdrucksvollen Augen öffnete, schien sie ihm sehr schön zu sein. Allmählich erholte sie sich immer mehr; „Gott! rief sie aus, zu welchen neuen Leiden hast du mich noch außersehen! Allmächtiger Vater, noch einmal hast du mir also deine hülfreiche Hand geboten! ... Mein Herr! fuhr sie dann fort, sich an den Baron wendend; ich weiß nicht, wie ich Ihnen meinen Dank zu erkennen geben soll; meine Thränen mögen für mich sprechen, da ich nicht im Stande bin, durch Worte auszudrücken, was ich empfinde.“

— Hören Sie auf, Madame, erwiederte Heinrich; ich habe nur meine Pflicht gethan, und würde des Namens eines Mannes nicht würdig sein, wenn ich eine Frau in Gefahr

sehen könnte, ohne mein eigenes Leben zu ihrer Rettung zu wagen. —

„O, wenn Sie mir das Vergnügen rauben wollen, Ihnen zu danken, so gewähren Sie mir wenigstens, den Namen meines großmüthigen Befreiers kennen zu lernen.“

— Heinrich von Lindau ist mein Name. ...

„Ist es möglich! unterbrach ihn die Unbekannte; der Baron von Lindau? ... Allgütiger Gott! ich danke dir!“

Heinrich sahe sie erstaunt an. „Sollten Sie mich kennen, Madame? sagte er; ich habe indessen noch nicht die Ehre gehabt, Sie zu sehen.“

— O, wie oft hörte ich Ihren Namen nennen, Herr Baron; welcher Mund wäre in diesem Dorfe nicht von Ihrem Lobe voll? —

Der Baron unterbrach sie, und erzählte der Unbekannten, daß noch ein Anderer eine lebhafteste Theilnahme an ihrer Lage genommen habe, und daß dieser ihm, ohne eine plötzliche Unpäßlichkeit, wahrscheinlich den Ruhm streitig gemacht haben würde, sie zu retten. „Der

Graf Ferdinand von Hochberg würde mich dieses Glück beraubt haben," setzte Heinrich hinzu.

Die Unbekannte wiederholte diesen Namen mit zitternder Stimme. „O, ich bitte Sie, rief sie aus; sagen Sie mir, ob der Graf mich wirklich gesehen hat?“ Sie bebte bei diesen Worten am ganzen Körper, ihr Gesicht wurde leichenbläß, und sie sank fast ohne Bewußtsein auf den Stuhl zurück, von welchem sie aufgestanden war.

Heinrich, der sich über ihren Zustand sehr beunruhigte, bat sie, nicht mehr zu sprechen. „Sie befinden sich nicht wohl, Madam, sagte er; ich bitte Sie, legen Sie Sich zur Ruhe. Morgen früh werde ich das Vergnügen haben, Sie wieder zu sehen, und hoffe, Sie dann ruhiger zu finden.“

Wirklich befand sich auch die Unbekannte so unwohl, daß die aufmerksame Bäuerinn, welcher die Hütte zugehörte, sie in ihr Schlafzimmer führte. Heinrich ließ der Alten seine Börse zurück, um der Unbekannten alle mögliche Erleichterungen ihres Zustandes zu ver-

schaffen, und begab sich dann, obgleich es schon spät war, nach dem Schlosse Reichenstein, wo er sich von dem Befinden des Grafen Ferdinand unterrichten wollte. Er fand ihn immer noch in seiner Bewußtlosigkeit, und seine Gemahlinn saß voll der höchsten Unruhe neben ihm. Robert hatte seiner Mutter erzählt, was er gesehen, und welche seltsame Worte sein Vater bei dem Anblick der Unbekannten ausgerufen habe. Durch tiefe Seufzer gab die Gräfinn zu erkennen, wie sehr diese Erzählung ihr Herz angegriffen; allein sie zwang sich, ruhig zu erscheinen, als der Baron Heinrich eintrat, und fragte ihn mit vieler Theilnahme, ob jene unglückliche Frau gerettet worden sei?

„Ich habe das Glück gehabt, sie aus der Gefahr zu befreien, sagte Heinrich; sie befindet sich jetzt in einer Bauernhütte, wo man alle mögliche Sorgfalt für sie anwenden wird.“

Nachdem die Gräfinn Rosalie dem jungen Baron die seinem Muthe gebührenden Lobeserhebungen gemacht hatte, fuhr sie fort:

„Ich werde mich morgen früh selbst nach der Hütte begeben, die Sie mir bezeichnet haben, um zu sehen, ob die Unbekannte meiner bedarf.“

Da der Zustand des Grafen Ferdinand sich immer noch nicht änderte, so sandte man nach dem Arzt, und der Baron entfernte sich mit dem Versprechen, morgen bei guter Zeit wieder da zu sein, um sich nach dem Befinden des Kranken zu erkundigen.

Kurz darauf gab Ferdinand einige Zeichen des Lebens von sich, und schlug die Augen auf, welche er mit starren Blicken auf seine Gemahlinn heftete; dann sah er um sich her, und rief: „Wo war ich denn? Habe ich sie nicht gesehen? Bin ich denn bei Sinnen? Ach nein, jetzt fällt mir Alles wieder ein ... O, sagt mir doch, wo ist Marie?“

Beruhige dich, erwiderte die Gräfinn, sie schläft ohne Zweifel ruhig und sanft. Ich hielt es für unnütz, sie noch in Unruhe zu setzen, und ich habe sie daher von deinem Uebelbefinden, das, wie ich hoffe, keine weiteren Folgen haben wird, nicht unterrichten wollen.

Der Graf legte seine Hand auf die Stirn, gleichsam als wenn er seine Gedanken besser zusammennehmen wollte. „Es ist wahr, sagte er; meine Gedanken haben sich verwirrt aber ich wünschte wohl zu wissen, ob die Unglückliche gerettet worden ist. O, ich wünschte es zu wissen; sagt mir doch, hat sie ihr Leben eingebüßt?“

Die Gräfinn sahe, wie sehr er sich anstrengte, ruhig zu scheinen. „Beruhige dich, sagte sie; der Baron von Lindau hat die That vollbracht, die du unternehmen wolltest; er hat sie aus den Flammen gerettet, ohne an seine eigene Gefahr zu denken.“

— Edler Jüngling! rief der Graf, diese großmüthige Handlung wird dir belohnt werden! —

Da Ferdinand außer aller Gefahr zu sein schien, bat ihn seine Gemahlinn, sich zur Ruhe zu begeben, und sie selbst zog sich darauf in ihr Zimmer zurück, wo sie sich ihren traurigen Gedanken überließ, die sie, wie der Leser schon weiß, Niemanden mittheilte. Marie schlief während dieser Zeit sanft und süß.

Zwar hatte sie wohl das Geräusch vernommen, aber da sie dachte, daß es von der Rückkunft der Familie herrührte, so war sie wieder eingeschlafen, und blieb, wie gewöhnlich, am andern Morgen bis zur Frühstückszeit in ihrem Zimmer.

Als sie in den Salon trat, fand sie bereits die Gräfinn und Pauline, welche Letztere Marien fragte, ob sie schon von dem Feuer gehört habe?

„Von welchem Feuer? Nein! erwiederte Marie; o, ich bitte dich, erzähle mir, was ist geschehen!“

Während Pauline dieß that, wurde Marie leichenbläß. „Ist vielleicht Jemand im Feuer umgekommen?“ fragte sie zitternd.

Nachdem sie mit der größten Aufmerksamkeit angehört hatte, was Pauline ihr von der Unbekannten erzählte, rief sie mit dem Tone des innigsten Dankes aus: „Allmächtiger Gott, ich danke dir! Aber wer hat sie aus dieser Gefahr gerettet?“

— Eine Person, die dir sehr theuer ist, antwortete Pauline; der Baron Lindau. —

„Der Baron Lindau! wiederholte Marie; Gott!“ Mehr konnte sie nicht hervorbringen, ihre Augen schlossen sich, und ihr Bewußtsein verließ sie. Man ermangelte nicht, diesen Umstand ihrer Liebe zum Baron zuzuschreiben, und Pauline, die nun Nichts gegen Marien aufbringen konnte, fühlte die heftigste Eifersucht. In diesem Augenblick trat Heinrich ein, und erschrak über den Zustand seiner Geliebten, sich nach der Ursache desselben erkundigend.

Pauline erwiderte mit einiger Bitterkeit: „Sie hat ein so reizbares Gefühl, daß die Erzählung von dem gestrigen Feuer sie in diese Ohnmacht versetzt hat. Ohne Zweifel hat die Vorstellung von der Gefahr, in welcher Sie, Herr Baron, gewesen sind, viel dazu beigetragen.“

— Wahrlich! antwortete der Baron, ich würde überaus glücklich sein, wenn ich mich schmeicheln könnte, eine so lebhafteste Theilnahme in ihr erregt zu haben. ... Er hielt inne, da er schon zu viel gesagt zu haben

fürchtete; aber in diesem Augenblick schlug Marie die Augen wieder auf, und ihre Hand ergreifend, fragte er sie zärtlich, wie sie sich befinde.

Als sie ihn erblickte, nannte sie seinen Namen, und sah ihn voll Entzücken an; sie drückte ihm sanft seine Hand, und noch nie hatte sich Heinrich so glücklich gefühlt. Bald bemerkte Marie aber, welche Empfindungen sie in ihm hervorbrachte, und erröthete heftig. Der Baron laß, was in ihrem Herzen vorging, er war außer sich vor Freude, denn er glaubte jetzt ihrer Gegenliebe völlig gewiß zu sein.

Der Graf Ferdinand, welcher jetzt eintrat, ging sogleich auf den Baron zu, drückte ihm herzlich die Hand, und nachdem er seinen außergezeichneten Muth gelobt hatte, fragte er ihn, wo er die Unbekannte untergebracht habe? Heinrich erzählte es ihm, und fuhr dann fort: „Als ich sie aber heute Morgen besuchen wollte, erfuhr ich von der Bäuerinn, der ich sie anvertraut hatte, daß sie die Hütte verlassen habe.“

— Sie ist also fort! rief Graf Ferdinand schmerzhaft aus; und wo kann sie sein? —

„Ich weiß es nicht, Herr Graf; schon vor Tagesanbruch hat sie sich heute Morgen, aller Bitten der Bäuerinn ungeachtet, entfernt, und Niemand weiß, wo sie geblieben ist.“

Marie schien außer sich zu sein, als sie diese Nachricht hörte; der Graf blickte sie erstaunt an, und ging unruhig im Zimmer auf und nieder. Auf die Frage der Gräfinn Rosalie, warum sie einen so lebhaften Antheil an der Unbekanuten nähme, entschuldigte sie sich mit dem Mitleiden, welches ihr das Unglück dieser armen Frau eingefloßt habe.

D r e i z e h n t e s K a p i t e l .

Nach dem Frühstück wollte sich Marie selbst von den Verheerungen der Feuerbrunst überzeugen, und begab sich daher nach dem Dorfe, wo der Anblick des Elends ihr Herz zerriß. Mehrere Familien, welche am Tage vorher noch ein friedliches Dach besaßen, das ihnen Schutz gewährte, irrten jetzt verzweif-

lungsvoll umher, und litten an den nöthigsten Bedürfnissen des Lebens Mangel. Die gefühlvolle Marie theilte alles Geld unter sie aus, was sie bei sich hatte, und versprach ihnen noch überdieß, den Beistand des Grafen und der Gräfinn von Hochberg in Anspruch zu nehmen. Wie leicht ward ihr um's Herz, als sie sich ihrer Schule näherte, und sich überzeugete, daß dieselbe von den Flammen verschont geblieben war; aber noch ein anderer nicht weniger anziehender Gegenstand hatte sie nach dem Dorfe geführt: die Unbekannte, welcher der Baron das Leben rettete, verursachte ihr die höchste Unruhe. Marie ging nach der Hütte, wo jene Unglückliche sich einige Stunden lang ausgeruht hatte; aber weder hier, noch sonst wo im Dorfe konnte sie etwas Anderes erfahren, als was sie schon wußte. Voll Betrübniß kehrte sie daher nach dem Schlosse zurück, welches der Baron, in der Hoffnung, ihr zu begegnen, unterdessen verlassen hatte; allein er verfehlte sie, da er nicht wußte, welchen Weg sie gewöhnlich nahm.

Marie sammelte bei den Mitgliedern der Familie eine bedeutende Summe Geldes, welche sie Nachmittags unter die Abgebrannten vertheilte. Der Graf Ferdinand, der jetzt nachdenkender und schwermüthiger war, als je, begab sich ebenfalls nach dem Dorfe, um Erkundigungen über die Unbekannte einzuziehen; allein seine Nachforschungen blieben eben so vergeblich, als die Mariens.

Gegen Abend wiederholte Baron Heinrich seinen Besuch, und die alte Gräfinn Lobesthal beehrte das Schloß Reichenstein ebenfalls mit ihrer Gegenwart. Sobald Marie in den Salon trat, kam Heinrich auf sie zu, nahm zärtlich ihre Hand, und fragte, ob sie sich jetzt besser befinde, als heute Morgen. Mit einem bezaubernden Lächeln bejahte sie diese Frage; aber ihre Blässe, ihre abgespannte Miene bewiesen das Gegentheil. Der ungewisse Ton ihrer Stimme, und besonders die zärtliche Theilnahme, welche sie heute Morgen gegen ihn gezeigt hatte, machten indessen den Baron Heinrich überaus glücklich, so daß er in seinem Entzücken bei

sich beschloß, sich trotz allen Hindernissen mit ihr zu verbinden. Sein ganzes Streben ging dahin, ihr seine Gefühle zu entdecken, und von ihren furchtsamen Lippen das süße Geständniß ihrer Gegenliebe zu erhalten; aber ach! dieser Augenblick schien nie erscheinen zu wollen; er mußte lieben und schweigen.

Die Gräfinn Rosalie und Pauline, so wie die alte Gräfinn von Lobethal, beobachteten jede Bewegung des jungen Barons mit der größten Aufmerksamkeit; und da er sich nur mit Marien beschäftigte, so hielt man es für nöthiger, als je, den Plan zur Entfernung der Letzteren in Ausführung zu bringen. Die alte Gräfinn schlug vor, sie nach Wien zu bringen, wo man sie unter irgend einem Vorwande bei einem Bekannten, dem Herrn von Saalheim, zurücklassen könnte; und Gräfinn Rosalie, welche überdieß diese Hauptstadt einmal wiederzusehen wünschte, pflichtete in Allem der Meinung ihrer Mutter bei.

Die alte Gräfinn Lobethal bot jetzt ihren ganzen Verstand auf, um ein Mittel ausfindig

zu machen, wie dieser Plan ausgeführt werden könnte, ohne dem Grafen Ferdinand verdächtig zu scheinen; denn sie wußte, daß er bei dem geringsten Argwohn Alles aufbieten würde, das Vorhaben zu vereiteln. Endlich beschloß sie, die Baroninn Cäcilie um Rath zu fragen; und fuhr schon früh am andern Morgen zu ihr, nach dem Schlosse Lindau. Die Baroninn, nachdem sie ihrer Freundin zugehört hatte, lächelte und sagte:

„Der Zufall begünstigt uns, denn so eben habe ich ein Schreiben von meinem Bankier in Wien erhalten, nach welchem meine Gegenwart daselbst durchaus nöthig ist. Ich werde in Gegenwart des Grafen Ferdinand davon sprechen, und der Gräfinn Rosalie den Vorschlag thun, mich mit ihren Kindern zu begleiten; so wird der Graf keinen Verdacht schöpfen können. Zwar muß mein Nefse sich ebenfalls nach Wien begeben; aber wenn wir ihn auch noch während der Reise in Gesellschaft Mariens sehen, so können wir uns doch mit dem Gedanken trösten, daß sie nachher bei der Frau von Saalheim zurückbleiben wird.“

Entzückt darüber, daß der Zufall ihren Plan so sehr zu begünstigen schien, bat die Gräfinn ihre Freundin, sogleich mit ihr nach dem Schlosse Reichenstein zu fahren. Als die Gräfinn Rosalie von der nahen Abreise der Baroninn Cécilie nach Wien hörte, erklärte sie sogleich, daß sie schon seit langer Zeit gewünscht habe, ihren Kindern diese Hauptstadt zu zeigen, und daher bei dieser günstigen Gelegenheit ihrem Wunsche genügen wolle. Der Graf Ferdinand erwiederte, daß er ihr in dieser Hinsicht ganz freien Willen ließe, und auf seine Frage, wann die Abreise geschehen würde, antwortete die Baroninn Cécilie, daß sie dieselbe in acht Tagen festgesetzt habe.

Rosalie dankte ihrem Gemahle für seine Gefälligkeit; hierauf wandte sie sich an Marien, und sagte, daß sie sich ebenfalls zur Reise vorbereiten sollte. Marie' erblaßte, und fragte mit zitternder Stimme: „Soll ich Sie wirklich begleiten?“

— Ohne Zweifel, antwortete die Gräfinn; du hast von jeher dieselben Rechte und Vorzüge, wie meine eigenen Kinder genoßen: wie

sollte ich sie dir bei dieser Gelegenheit entziehen? —

„Aber vielleicht wünscht Marie nicht, sagte der Graf Ferdinand, sich aus der Gegend, wo sie geboren wurde, zu entfernen; und überdies wäre es mir lieb, wenn sie bei mir zurückbliebe.“

— Ach ja, Herr Graf, sagte Marie lebhaft, wie gern bliebe ich bei Ihnen, wenn es mir die Frau Gräfinn erlauben wollte! —

Rosalie wurde roth vor Zorn, als sie den Wunsch ihres Gemahls hörte, Marien bei sich zu behalten. Ohne Widerrede hatte er in ihre Abreise gewilligt, und nur von Marien schien er sich nicht trennen zu können; durch einen so augenscheinlichen Vorzug fühlte sie ihren Stolz beleidigt, indessen unterdrückte sie ihren Unwillen, und erwiederte bloß dem Grafen: „Ich sehe nicht ein, aus welchem Grunde du mir nicht auch Marien anvertrauen willst, da du keinen Anstand nimmst, deiner eigenen Tochter diese Reise zu erlauben? Ich erkläre also hiermit, daß ich ohne Marien das Schloß lieber gar nicht verlassen will.“

Der Graf Ferdinand glaubte, für jetzt nicht auf seinen Willen bestehen zu müssen, und verließ daher, ohne ein Wort zu sagen, das Zimmer.

Nach Tische fuhr die Gräfinn Rosalie mit Paulinen zur nahen Stadt, um mehrere Einkäufe zu besorgen. Marie saß allein im Salon, am Fenster, und dachte über die Reise nach Wien nach, welche ihr unter allen andern Umständen ein großes Vergnügen gemacht haben würde; aber jetzt empfand sie den größten Kummer darüber, aus Ursachen, die nur ihr allein bekannt waren. Noch nicht lange war sie so mit ihren traurigen Vorstellungen beschäftigt, als sie den Baron Heinrich am Gitterthore des Schloßhofes erblickte, welcher zu ihr hinauf sah. Ihr Anblick schien auf ihn eine elektrische Wirkung hervorzubringen, denn er stand vor ihr, ehe sie noch den Salon verlassen konnte. Welche Freude für unsern Liebhaber, bei seiner Marie, und noch dazu allein bei ihr zu sein! Seit so langer Zeit schon hatte er diese Gelegenheit herbeigewünscht, und beinahe alle Hoffnung darauf

aufgegeben; jetzt endlich war der glückliche Augenblick da, wo der Baron das Herz seiner Geliebten erforschen konnte!

Heinrich nahm plötzlich Mariens Hand, und fragte, ob sie sich heute besser befände, als gestern. „Ich befinde mich etwas besser,“ antwortete sie zitternd; aber der Baron bemerkte die Thränen, die noch in ihren Augen standen, und die Blässe ihrer Wangen.

„Sie sagen, daß Sie Sich besser befinden, erwiederte Heinrich, und dennoch beweiset Ihr Gesicht das Gegentheil. Ach, Marie, ich beschwöre Sie; warum glänzen diese kostbaren Thränen in Ihren Augen? Entdecken Sie mir die Ursache, da ich Alles aufopfern würde, um Ihr Glück, Ihre Ruhe zu begründen!“

— Es ist wahr, Herr Baron, die Folgen meines gestrigen Uebelbefindens sind noch nicht gänzlich vorüber; aber dieß ist auch die einzige Ursache der Veränderung, die Sie an mir bemerken. —

„Marie! wie süß würde es für mich sein, Ihr Vertrauen zu besitzen! O, theure Marie! erlauben Sie mir, Sie so zu nennen; die

Empfindungen meines Herzens können Ihnen nicht ganz unbekannt sein! Bedauern Sie mich also, daß ich durch die Ungerechtigkeit meiner Aeltern jetzt in einer so unglücklichen Lage bin; ich bin gezwungen, mich zu verstellen, aber ich schwöre Ihnen, daß ich nicht das Opfer meiner Verstellung werden will. Mein Herz gehört Ihnen an, Marie, und wird nie einer Andern angehören. Darf ich mir mit der süßen Hoffnung schmeicheln, daß Ihnen meine Zärtlichkeit nicht gleichgültig ist?“

— Halten Sie ein, Herr Baron; das Wort, das Sie Paulinen gegeben haben, ist eine hinreichende Ursache, Ihnen Stillschweigen aufzuerlegen, und ich würde unrecht handeln, wenn ich Ihren Erklärungen länger zuhören wollte. —

„Grausame! rief der Baron; können Sie mir mit solcher Kälte antworten? ... Ach, ich sehe es, ich liebe ohne Hoffnung. ... Marie, dieser Gedanke bringt mich zur Verzweiflung! ... O, wie voreilig war ich, als ich mir schmeichelte, daß Ihr Herz dem meine-

gen entgegenschlüge! Ach, Marie! ... himmlische Marie, lösen Sie mir meine schrecklichen Zweifel Haben Sie meinen Untergang beschlossen?“

In welcher Lage befand sich nun Marie! Sie fühlte, daß es ihr unmöglich war, Gleichgültigkeit zu erheucheln; und dennoch durfte sie den Baron nicht noch mehr erimuthigen. „Herr Baron, sagte sie endlich, mein Schicksal verbietet mir, Sie anzuhören, denn beide würden unserm Unglücke entgegengehen. Vermählen Sie Sich mit Paulinen; gehorchen Sie den Wünschen Ihrer Aeltern, und genießen Sie alles Glück, warum ich zu dem Himmel für Sie flehen werde.“

— Niemals, unterbrach Heinrich, werde ich ohne meine Marie glücklich sein! Nein, nie wird sich meine Hand mit einer Andern verbinden, als mit derjenigen, welche ich in diesem Augenblicke zärtlich drücke. Ja, ich schwöre es Ihnen, theure Marie, nur Sie können meine Gattinn werden! O, sagen Sie mir: Lindau, ich liebe sie — und mit Geduld will ich den Zeitpunkt abwarten, wo es mir

erlaubt sein wird, meine Liebe zu Ihnen zu gestehen. —

Bei diesen Worten drückte er Mariens Hand so zärtlich, daß ihre Wangen hoch errötheten; ihre furchtsamen Blicke, das Wälzen ihres Busens, ihre zitternde Stimme, Alles an ihr verrieth ihre innere Bewegung. Heinrich bat von Neuem um ihr Geständniß; er wandte seine ganze Beredsamkeit an, und der Ausdruck in seinen Augen gab seinen Worten eine solche Gewalt, daß Marie nicht länger widerstehen konnte. Sie stammelte einige Worte, die ihre Schamhaftigkeit sie verhinderte zu vollenden; aber der Baron war trunken vor Entzücken.

Als Heinrich sich einigermaßen erholt und beruhigt hatte, trat ein Bedienter ins Zimmer, und händigte Marien einen Brief ein, ohne die Antwort darauf abzuwarten. Kaum erblickte Marie die Schriftzüge der Adresse, so drückte sie den Brief unwillkürlich an ihre Lippen. Der Baron stand unbeweglich vor Erstaunen. Die Eifersucht schlich sich in sein Herz; er erinnerte sich ihrer häufigen Abwe-

senheiten von dem Schlosse, jener Lüge, der sie neulich überwiesen worden war; seine Martern waren unaussprechlich. Ohne sich weiter um ihn zu bekümmern, erbrach Marie den Brief und las ihn; hierauf erhob sie ihre Hände dankend zum Himmel, und ihre Augen glänzten von der innigsten Freude. Dann fielen ihre Blicke auf den Baron, und verlegen über die Gefühle, die sie so eben verrathen hatte, steckte sie schnell den Brief in ihren Busen.

Der traurige und ernste Blick des Barons bewies Marien nur zu sehr, in welcher Stimmung er sich befand; aber ihre Verlegenheit wurde nur desto größer; denn es war ihr schlechterdings unmöglich, ihm das Geheimniß dieses Briefes zu enthüllen. Einige Augenblicke lang beobachteten beide das tiefste Stillschweigen, bis es endlich der Baron zuerst brach.

„Das Entzücken, sagte er, welches ich in ihren Augen bemerkte, als Sie diesen Brief lasen, hat mein Herz mit dem tiefsten Kummer erfüllt; aber ein Wort nur, theure

Marie, kann mir mein ganzes Glück wieder-
geben. Sagen Sie mir, wer diesen Brief
geschrieben hat!“

— Es ist unmöglich! erwiderte Marie;
ich kann Ihnen den Namen nicht nennen! —

„Sie können nicht, Marie? — O, sagen
Sie lieber, Sie wollen nicht! Gott! wie
schrecklich ist es, sich so getäuscht zu sehen ...
Noch vor wenig Augenblicken war ich so
glücklich ... und jetzt! ... O, ich sehe es
ein ... ich sehe, daß mein Verdacht bestä-
tigt ist. Ich habe einen Nebenbuhler ...
ja, Alles giebt mir den Beweis, daß Sie
einen Andern lieben.“

— Ich verdiene solche Vortwürfe nicht,
Herr Baron, unterbrach Marie; Sie belei-
digen mich durch Ihren Verdacht! —

„O, so enthüllen Sie mir dieses Ge-
heimniß. Sagen Sie mir, wer den Brief
geschrieben hat ... können Sie leugnen, daß
Sie die innigste Zärtlichkeit für die Person
fühlen, die ihn schrieb?“

— Nein, ich leugne es nicht; aber ich
kann Ihnen die Person nicht nennen. Ich

bin der unglückliche Spielball eines traurigen Schicksals; aber ich muß ihm gehorchen, und aus diesem Grunde Sie noch in diesem Augenblick verlassen. —

„Sie wollen mich verlassen? ... O, Marie, welches schreckliche Urtheil sprachen Sie so eben über mich aus! In dieser Ungewißheit soll ich zurückbleiben? .. O, ich beschwöre Sie, befreien Sie mich von meiner Qual!“

— Ich kann nicht, Herr Baron; die außerordentlichsten Ursachen zwingen mich, noch in diesem Augenblicke einen Gang außerhalb des Schlosses zu machen. —

„Vortrefflich! rief Heinrich mit zorniger Miene aus. Eilen Sie dem glücklichen Nebenbuhler entgegen, und vergessen Sie in seinen Umarmungen, daß Sie mich ewig unglücklich gemacht haben. Ja, mein Glück ist auf immer zerstört, und meine Familie mag von nun an nach Belieben über mich schalten denn Alles ist mir gleichgültig, da Marie einen Andern liebt.“

Marisens innere Bewegung wurde jetzt so heftig, daß sie sich einen Augenblick an der

Thür festhalten mußte, um nicht niederzusinken. „Herr Baron, sagte sie dann; Sie haben mich ungerechter Weise in Verdacht; was gäbe ich nicht darum, wenn ich Ihnen denselben benehmen könnte! Aber . . .“ Sie hielt hier inne. Der Baron näherte sich jetzt wieder, und drückte ihre zitternde Hand in die seinigen. „Welch eine schreckliche Lage für mich! fuhr sie fort; der Kampf ist schwer, aber meine Pflicht muß den Sieg davontragen. Leben Sie wohl, Herr Baron!“

Nach diesen Worten eilte sie mit Blitzesschnelle aus der Thür, und verschwand vor seinen Augen.

! B i e r z e h n t e s K a p i t e l .

Heinrich stand wie versteinert da, und mußte sich auf einen Stuhl niederlassen, wo er mit starren, auf den Boden gehefteten Augen lange Zeit unbeweglich sitzen blieb. Endlich kam er wieder zu sich, und da er fürchtete, in diesem Zustande durch Jemanden von der Familie überrascht zu werden, so eilte er aus dem Schlosse, und von allen

Martern der Eifersucht gefoltert, entschlossen, Marien zu vergessen und sich mit Paulinen zu vermählen, kehrte er nach Hause zurück.

Seine Tante empfing ihn hier mit ziemlich unfreundlicher Miene, und fragte ihn, warum er nicht bei Paulinen geblieben sei? „Sie war mit ihrer Mutter nach der Stadt gefahren, als ich auf dem Schlosse Reichenstein ankam,“ antwortete er.

Die Baroninn hielt hierauf ihrem Neffen eine lange Rede über den geringen Eifer, den er bei seiner Braut zeigte. „Aber ich weiß, schloß sie endlich voll Unwillen, warum du sie so vernachlässigst. Marie, dieses listige Geschöpf, beschäftigt alle deine Gedanken. Indessen schwöre ich dir hier in Gegenwart deines Vaters zu, daß du sie nie, so lange ich lebe, besitzen sollst. Du weißt, mein Wille ist ein Gesetz; und meine Macht ist so groß, als mein Reichthum; wenn es sein muß, werde ich mich ihrer bedienen, um meinen Zweck zu erreichen.“

Der Baron Heinrich sah sie voll Abscheu an; er verachtete ihre Drohungen. „Sie

haben gar nicht nöthig, antwortete er, mir von Ihrer Macht und Ihrem Reichthum vorzuerzählen; was ich thun werde, geschieht keinesweges aus Furcht vor Ihren Drohungen.“

„Hüte dich, mich zu beleidigen, schrie die Baroninn wüthend vor Zorn; meine Rache könnte sich sonst auch auf jene Marie erstrecken.“

Heinrich dachte, daß es auf jeden Fall am besten sei, dieses herrsch- und rachsüchtige Weib nicht noch mehr zu reizen. „Ich bin weit entfernt, sagte er daher, mich mit Marien vermählen zu wollen; ja ich würde mich nicht einmal dazu entschließen, wenn ich auch Ihre und meines Vaters Einwilligung erhielte. Um Sie davon zu überzeugen, erkläre ich hiermit, daß ich bereit bin, Paulinen zu heirathen.“

Bei diesen Worten wurde das Gesicht der Baroninn Cécilie plötzlich eben so freundlich, als es vorher zornig gewesen war. Der Baron von Lindau war über den Gehorsam seines Sohnes entzückt, und überhäufte ihn mit

Lobeserhebungen, während seine Schwester kaum wußte, wie sie ihrem theuren Neffen (so nannte sie ihn jetzt) ihre Freude über sein Versprechen ausdrücken sollte.

Während der Stille der Nacht dachte Heinrich über das Versprechen nach, daß er so voreilig gegeben hatte; er betrachtete Marien immer noch als verloren für ihn, aber sein Herz empörte sich bei dem Gedanken, eine Frau zu heirathen, die er nicht liebte.

Ehe der Tag erschien, welcher zur Abreise nach Wien bestimmt war, machte Heinrich noch mehrere Besuche in Reichenstein, und wenn er dann Marien erblickte, so war die Liebe die erste Bewegung in seinem Herzen; hierauf folgten die Gefühle der Eifersucht. Er grüßte dann Marien kalt, und schien es kaum zu bemerken, daß sie zugegen war; aber in seinem Innern tobte es schrecklich, und wenn sich nun Marie, außer Stande, ihre eigene Traurigkeit und die, welche sie bei ihm bemerkte, zu ertragen, aus dem Zimmer entfernte, so konnte auch er sich unmöglich lan-

ger halten, und kürzte seine Besuche ab, um sich ungestört seinem Kummer zu überlassen.

Am Tage vor der Abreise wollte Heinrich ebenfalls einen Besuch auf dem Schlosse Reichenstein abstaten. Die Gräfinn Rosalie war indessen in ihrem Kabinet beschäftigt, und da Pauline allein im Gesellschaftszimmer erschien, so blieb er, unter dem Vorwande eines Geschäfts, nur sehr kurze Zeit lang bei ihr.

Auf dem Rückwege gerieth er, in tiefes Nachdenken versunken, ohne zu wissen wie, mitten in die Felsen, welche die Ufer des Rheins umgeben. Als er aus seinen Träumereien erwachte, und um sich blickte, erstaunte er; die ungeheuren majestätischen Felsen erregten seine Bewunderung, er stand still und betrachtete die ihn umgebende Naturscene, die so sehr mit der Stimmung seines Herzens übereinkam. Plötzlich aber störten ihn leise Klagetöne in seinen Betrachtungen. Er sah sich nach allen Seiten um, konnte aber nicht entdecken, wo die Töne herkamen. Er horchte, und hörte folgende, mit dem Tone der Verzweiflung ausgesprochene Worte:

„Wir müssen uns also trennen, theure Marie? Ach, wer wird mich während dieser schrecklichen Abwesenheit trösten! O, warum suchtest du nicht dieser unglücklichen Reise auszuweichen?“

— Ach! erwiderte eine Stimme, die der Baron nur allzugut erkannte; ich wage es nicht, mich den Befehlen der Gräfinn von Hochberg zu widersetzen! Wie viel muß ich dabei leiden, indem ich denselben gehorche! Aber gewiß, allenthalben wird das Andenken an —

Ein Windstoß verhinderte den Baron, den Schluß dieser Worte zu verstehen, und setzte ihn fast in Verzweiflung, da er glaubte, daß sie den Namen seines Nebenbuhlers aussprechen würde. Wild blickte er um sich her, und da er immer noch Niemanden entdecken konnte, so erstieg er die Felsenspitze, welche ihm den Ort verbarg, wo die Stimmen herzukommen schienen. Er erreichte seinen Zweck, indem er hier eine Felsenhöhle erblickte; aber wer beschreibt seine Verzweiflung, seine Wuth, seine Eifersucht, als er Marien hier neben

einem Manne sitzen sahe, der sie zärtlich an sein Herz drückte! Marie erwiderte seine Liebkosungen auf das Innigste, und rief: „O gewiß, ich komme zurück, und wir werden uns wiedersehen, um uns nie wieder zu trennen!“

Die zärtlichen Küsse und Liebkosungen, welche sie an einander verschwendeten, waren eben so viel Dolchstiche in Heinrichs Herz; er war im Begriff, auf seinen Nebenbuhler loszustürzen, und ihn seiner Wuth zu opfern, als ihm noch zu rechter Zeit seine Vernunft zu Hülfe kam. Sein Stolz sagte ihm, daß Marie seiner Liebe nicht mehr würdig sei, und er beschloß, ihr nicht das Vergnügen zu gewähren, daß sie seine Betrübniß sehen sollte. Jetzt konnte er nicht mehr zweifeln, Marie war falsch, leichtsinnig, hinterlistig; sie verdiente es nicht, daß er seine Gedanken noch mit ihr beschäftigte, und er verließ seinen Ort, ohne bemerkt zu werden. Mit der äußersten Schnelligkeit setzte er seinen Weg fort, ohne selbst zu wissen, wohin; ja er bemerkte es nicht eher, daß er im Schlosse seines Va-

terß war, als biß er die Stimme seiner Tante vernahm. Ohne ein Wort zu sagen, setzte er sich auf einen Stuhl nieder, und die Baroninn Cäcilie mußte mehrere Male die Frage wiederholen: „Was fehlt dir Heinrich, bist du krank?“

— Krank? sagte er mit einer schneidenden Stimme. Nein, ich befinde mich vollkommen wohl. . . . Noch nie habe ich mich so wohl befunden! —

„Wäre dir irgend etwas Unangenehmes begegnet? Man sieht dir den Schmerz in deinen Gesichtszügen an.“

— Sie irren Sich, liebe Tante, erwiderte Heinrich, sich zum Lächeln zwingend, und lustig im Zimmer umhergehend. Ich bin außerordentlich glücklich! Ich bin noch nie so glücklich gewesen! —

„Du hast aber eine seltsame Art, dich über dein Glück zu freuen.“

— O, das kommt daher, weil ich im tiefsten Nachdenken versunken war. —

„Ja, es muß ein tiefes Nachdenken gewesen sein, denn du warst so unbeweglich, wie

ein Stück Marmor. Darf ich nicht den Gegenstand wissen, über den du nachdachtest?"

— Ich dachte darüber nach, was für mich das größte Vergnügen auf dieser Erde sein könnte. —

„Wahrhaftig, ein sehr ernsthafter Gedanke! Und was hast du darüber entschieden?"

— Daß es jetzt das größte Vergnügen für mich sein würde, wenn ich Paulinen, so bald als möglich, heirathen könnte! ... Ja, dieß würde meine glänzendste Rache sein." —

„Wie! rief die Baroninn zornig; ich verstehe dich nicht. Ist die Rache der einzige Grund, warum du dich mit der jungen Gräfin vermählen willst?"

— Verzeihen Sie ich war mit meinen Gedanken abwesend. ... Nein, liebe Tante, ich wünsche, mich Ihnen gefällig zu zeigen. ... Ja, ich werde das Fräulein Hochberg heirathen Der Gedanke, meine Pflicht erfüllt zu haben, wird mich über Alles trösten. —

„O, du wirst durch diese Verbindung

überaus glücklich werden, Heinrich," rief die Baroninn Cäcilie voll Freude. Sie war überzeugt, daß diese plötzliche Eile, ihren Wunsch zu erfüllen, eine geheime Ursache haben mußte; aber sie kümmerte sich weiter nicht darum, und es war ihr genug, daß sie zufrieden gestellt werden würde.

Heinrich, dem endlich die Unterhaltung seiner Tante zu langweilig wurde, begab sich auf sein Zimmer, wo seine Phantasie ihm alle Reize Mariens, und das Glück, das er einst im Besitz zu genießen glaubte, wieder vormalte. Der Gedanke, daß dieß Alles nur ein Traum sei, aus welchem er jetzt in der schrecklichsten Verzweiflung erwachte, raubte ihm fast seinen Verstand.

Unterdessen war die Baroninn Cäcilie, sobald ihr Neffe sie verlassen hatte, sogleich nach dem Schlosse Reichenstein gefahren, wo sie ihre Freundin, die alte Gräfinn von Lobethal, fand, und ihr mittheilte, mit welcher Eile Heinrich seine Vermählung betreiben wolle. Von der Gräfinn von Lobethal erfuhr er diese Neuigkeit der Gräfinn Ko-

salie, welche dieselbe sogleich ihrer Tochter mittheilte, so daß Marie sie ebenfalls hören konnte. Man sprach hierauf von den Vorbereitungen zur Vermählung, und setzte fest, daß sie gleich nach der Rückkehr aus Wien gefeiert werden sollte.

Wenn schon die Ausdrücke, die man Marien absichtlich hören ließ, ihr heute den tiefsten Schmerz verursachten: was mußte sie nicht erst am folgenden Morgen empfinden, als der Baron Heinrich sich einfand, um zu sehen, ob die Damen reisefertig seien, und um von dem Grafen Ferdinand Abschied zu nehmen. Als Heinrich in den Salon trat, grüßte er sie bloß mit einer leichten Verbeugung, ging dann auf Paulinen zu, nahm ihre Hand und fragte sie nach ihrem Befinden.

Pauline, von dieser unerwarteten Aufmerksamkeit entzückt, antwortete ihm mit der größten Liebenswürdigkeit, und da sie sah, daß der Baron sich nur mit ihr beschäftigte, so that sie Alles, um ihn bei sich zu fesseln. Es gelang ihr, denn wenn sie wollte, konnte sie sehr unterhaltend sein; und Heinrich glaubte

einen Augenblick lang, daß er doch nicht so ganz unglücklich mit ihr sein würde.

Die arme Marie blieb eine stumme Zuschauerinn von Allem; und schrieb Heinrichs verändertes Betragen dem neulich erhaltenen Briefe zu. „Er ist also für mich verloren, dachte sie; er glaubt, daß ich falsch und leichtsinnig bin; er verachtet, er haßt mich vielleicht! O, ich Unglückliche, wie schrecklich ist mein Schicksal! War ich nicht schon genug zu beklagen, ohne daß noch die Verachtung desjenigen, den ich anbete, meine Leiden vermehren muß?“ — Aber Marie wußte nicht, was im Innern des Barons vorging; sie wußte nicht, daß er Zeuge jener Scene in der Felsenhöhle gewesen war, daß Eifersucht in seinem Herzen tobte, und daß er sich wenigstens eben so unglücklich fühlte, als sie. Da ihre Augen sich mit Thränen füllten, so fürchtete sie sich zu verrathen, und verließ die Gesellschaft. Heinrich setzte diese plötzliche Entfernung auf Rechnung ihres bösen Gewissens; aber er fühlte sich unfähig, die Unterhaltung mit Paulinen länger fortzusetzen.

Unter dem Vorwande, daß es Zeit sei, sich zur Abreise fertig zu machen, und daß er von dem Grafen Ferdinand Abschied zu nehmen wünsche, stand er auf, und ließ sich bei dem Letztern, der in seinem Zimmer war, anmelden.

Nachdem sowohl der Baron Heinrich, als die ganze Familie von dem Grafen Ferdinand Abschied genommen hatte, der, wie es schien, sich von Marien nur mit dem tiefsten Kummer trennte, war man eben im Begriff, in den Reisewagen zu steigen, als der Graf Gustav von Lobethal erschien, und die Nachricht brachte, daß seine Mutter die Familie im Schlosse Lindau erwartete.

Der Gedanke, daß Marie sich jetzt auf einige Zeit entfernte, machte, daß der Graf Gustav sich gegen sie freundschaftlicher, als je betrug. Er sahe sie nie, ohne die innigste Bewegung zu empfinden; denn ihre vollkommene Aehnlichkeit mit der Gräfinn Charlotte, die er immer noch nicht vergessen konnte, machte stets einen tiefen Eindruck auf ihn. Die

Zeit und die Vernunft hatten die Heftigkeit seiner Leidenschaft, welche ihm seine ganze Jugendzeit verbitterte, vermindert; indessen konnte er sich nicht entschließen, zu einer zweiten Wahl einer Gemahlinn zu schreiten.

F u n f z e h n t e s K a p i t e l .

Endlich saß die Familie in dem Reisewagen, und derselbe rollte mit Windekeile davon. Je näher man dem Schlosse Lindau kam, desto heftiger wurde Mariens innere Bewegung. Zum ersten Male war sie demselben so nahe, und als sie hörte, daß der Wagen im Begriff sei, in den Schloßhof zu fahren, sahe sie zum Kutschenschlag hinaus, um ihre Verwirrung zu verbergen; dann faltete sie unwillkürlich die Hände, und seufzte tief; unter ihrem Schluchzen fast erstickend, lehnte sie sich auf ihrem Sitze zurück.

„Ist dir nicht wohl?“ fragte die Gräfinn Rosalie, die über diese heftige Bewegung erstaunte.

— O, ich befinde mich ganz wohl, erwiderte Marie; aber ich bitte um Verzeihung,

Frau Gräfinn, ich fühle mich schwach und abgespannt. —

Die Gräfinn schüttelte den Kopf, und sagte traurig: „Du mußt dein reizbares Gefühl zu unterdrücken suchen, Marie, und müthig Alles ertragen lernen. Bedenke, was daraus werden sollte, wenn Jedermann den Ausdruck seiner Empfindungen in seinem Gesichte zur Schau tragen wollte! Du wirst in Wien die meisten Personen mit lächelnden und zufriedenen Gesichtern in die Gesellschaften treten sehen, während dennoch Kummer und Verzweiflung an ihrem Herzen nagt.“

— Ist es möglich! rief die unschuldige Marie; kann man sich so verstellen, Frau Gräfinn? —

„Es ist möglich und wahr!“ erwiderte Rosalie seufzend. Sie wollte noch fortfahren, allein jetzt hielt der Wagen vor dem Schlosse Lindau. Der Graf Gustav half den Damen aus dem Wagen, und als er Mariens Hand ergriff, fühlte er, wie heftig sie zitterte; er nahm sie daher unter seinen Arm. Obgleich er bisher nur ein stummer Zuschauer

der gegenseitigen Zärtlichkeit Mariens und des Barons Heinrich gewesen war, so war er doch niemals gleichgültig dabei gewesen. Er wartete nur auf eine Gelegenheit, um seiner jungen Freundin nützlich zu sein, und da ihm nicht unbekannt war, welche Beleidigungen Marie schon von seiner Mutter, so wie von der Baroninn Cécilie hatte erdulden müssen, so hatte er sich vorgenommen, ihr während ihres Aufenthaltes bei der Letzteren im Fall eines Angriffs zum Schutze zu dienen.

Man trat jetzt in den Gesellschaftssaal, in welchem der Baron Lindau, seine Schwester und ihre Freundin, die alte Gräfinn Lobethal, befindlich waren. Alle wurden, mit Ausnahme der armen Marie, welche man gar nicht zu bemerken schien, mit dem größten Vergnügen empfangen. Endlich stand jedoch der Baron Lindau auf, näherte sich Marien ehrerbietig, und erzeigte ihr die gewöhnlichen Höflichkeitsbezeugungen.

„Ich glaube, Herr Baron, rief der Graf Gustav, daß meine junge, liebenswürdige Freundin heute zum ersten Male das Ver-

gnügen hat, in Ihrem Hause zu sein; erlauben Sie mir, sie Ihnen vorzustellen."

— Ich sehe jetzt, erwiederte der Baron, indem ich die Ehre habe, sie kennen zu lernen, daß ich eines großen Vergnügens beraubt gewesen bin; allein ich hoffe, daß Fräulein Marie nach ihrer Rückkehr ihren Besuch recht oft wiederholen, und an den Lustbarkeiten meiner Familie Theil nehmen wird. —

Marie verneigte sich, und sagte: „Sie erweisen mir viel Ehre, Herr Baron; sein Sie überzeugt, daß ich von dem hohen Werthe Ihres Wohlwollens durchdrungen bin.“ — Sie bemerkte aber jetzt, daß die Baroninn Cécilie ihren Bruder zornig ansah, und dann einen so fürchterlichen Blick auf sie warf, daß sie nicht im Stande war, denselben zu ertragen, und in Thränen zerfloß. Welche Lage für unsere gefühlvolle Marie! Sie wußte, daß der Baron Heinrich sie beobachtete, und daß alle Blicke auf sie gerichtet waren. Um sich diesem Zwange zu entziehen, zog sie sich zitternd nach einem Fenster zurück, wo sie, als die Unterhaltung

allgemein wurde, ihren Thränen freien Lauf lassen konnte. Sie fand ein Buch an dem Fenster liegen; aber ihre mit Thränen erfüllten Augen waren nicht einmal im Stande, den Titel desselben zu unterscheiden.

Als man sich endlich zur Abreise fertig machte, trat der Graf Gustav zu ihr. „Liebe Marie, sagte er, ich muß dir jetzt Lebewohl sagen; ein fürchterliches Wort . . . aber es kann nicht anders sein.“ Marie konnte nur durch ihre Thränen antworten.

„Welch ein rührender Anblick! fuhr Gustav fort; diese Thränen, die Beweise deines zarten Gefühls, sind dein schönstes Lob, Marie! Ich habe es wohl gesehen, wie du sie zu verbergen strebstest; in dieses Buch fielen die die kostbarsten Perlen aus deinen Augen, und du schienst aufmerksam darin zu lesen; aber ich fürchte nicht, zu behaupten, daß du kaum den Titel kennst.“

Marie lächelte mitten unter ihren Thränen. Die Baroninn Cäcilie kam, sie durch die Nachricht zu unterbrechen, daß Alles zur Reise bereit sei; aber Gustav, der seiner jungen

Freundinn einen kleinen Triumph bereiten wollte, öffnete den Titel des Buchs, und rief: „Die Erbinn eines alten Junggesellen! Bei meiner Ehre, Marie, du konntest kein Buch finden, das auf dich anwendbarer wäre; denn ich erkläre hier in Gegenwart aller deiner Freunde, daß du die Erbinn eines alten Junggesellen werden sollst. Uebrigens hoffe ich, daß hier Niemand diese Erklärung einem eitlen Stolze zuschreiben wird; man soll sie im Gegentheil als eine gerechte Anerkennung der Verdienste meiner lieben Marie betrachten.“

— Wie lächerlich du dich machst, Gustav! rief die Gräfinn von Lobethal zornig. Deine Familie kann dir wahrlich recht dankbar für deinen Entschluß sein! —

„Meiner Familie, erwiederte er, sind die Verdienste meiner Erbinn bekannt, und sie wird daher an meinem Verfahren hoffentlich nichts auszusetzen haben. Da ich mich jetzt von ihr trenne, und Niemand für sein Leben stehen kann, so glaubte ich, sie davon unterrichten zu müssen, was sie einst zu hoffen hat.“

— O, schonen Sie mich, Herr Graf,

sagte Marie; Sie beschämen mich durch Ihre Güte, und ich weiß nicht, was ich darauf antworten soll. —

Gustav drückte ihr zärtlich die Hand. Die Baroninn Cécilie war beinahe wüthend; in dessen mußte sie ihren Zorn unterdrücken, und bat die Gesellschaft, in die Reisewagen zu steigen. Die Gräfinn von Lobethal und die Baroninn Cécilie blieben beisammen in einem Wagen, den der Baron Heinrich zu Pferde begleitete; die Gräfinn Rosalie, Pauline, Marie und Robert saßen ebenfalls in einem Wagen beisammen. Der alte Baron Lindau nahm sehr höflich und theilnehmend von Marien Abschied, und Gustav, nachdem er Allen sein Lebewohl wiederholt hatte, kehrte nach dem Schlosse Lobethal zurück.

Heinrich, mit dem Gedanken an das, was er so eben gehört und gesehen hatte, erfüllt, stieg auf sein Pferd, ohne sich viel um den Wagen, den er begleiten sollte, zu bekümmern. Bei dem Entzücken, das die Großmuth des Grafen Gustav in ihm hervorbrachte, vergaß er ganz seinen Entschluß,

Marien aus seinem Herzen zu verbannen; nicht weil sie durch ihren nunmehrigen Reichthum in seinen Augen liebenswürdiger geworden wäre nein! er würde seinen Ruhm darein gesetzt haben, sie zu seinem Range zu erheben. Aber die Erbin Gustavs konnte den Ruin seines Vaters eben so gut verhindern, als Pauline, und dieser Gedanke schmeichelte ihm mit der Hoffnung, daß seine Tante sich nun nicht mehr der Verbindung mit seiner Geliebten widersetzen würde. In dessen ward er grausam aus diesem Irrthume gerissen; die Baroninn Cécilie machte ihm die heftigsten Vorwürfe, daß er Paulinen während der Reise nicht Aufmerksamkeiten genug erwiese, und rief ihm unaufhörlich sein Versprechen in's Gedächtniß zurück. Jetzt fühlte er ganz wieder seine unglückliche Lage, und er erinnerte sich der Scene, die er in der Felsenhöhle mit angesehen hatte. Tausend Mal schwur er unterweges, Marien zu vergessen, und tausend Mal vergaß er seinen Schwur wieder; oder sah wenigstens die Unmöglichkeit ein, ihn zu halten.

Die ganze Gesellschaft kam ohne irgend ein Abentheuer in Wien an, wo man in einem prächtigen Hotel der Baroninn Cäcilie abstieg. Diese empfing hier ihre Gäste mit aller Prahlerei, die man einer so stolzen Frau zutrauen konnte; Marie wurde aber, wie gewöhnlich, vernachlässigt, und seufzte im Stillen darüber, daß sie sich in dem Hause eines Weibes befand, das ihr so deutlich die tiefste Verachtung zu erkennen gab. Da sie nicht argwohnte, daß man den Plan habe, sie aus dem Schoße der Familie zu verbannen, so wunderte sie sich, daß man sie an dieser Reise hatte Theil nehmen lassen.

Wenn Baron Heinrich unterwegs schon fühlte, daß Marie immer noch in seinem Herzen herrschte: welche Wirkung mußten in diesem Herzen nicht einige Tage hervorbringen, die er in dieser Stadt mit ihr unter einem Dache verlebte! Jeder Augenblick verstärkte seine Liebe, weil er immer wieder neue Ursachen fand, Marien zu bewundern. Wie peinlich mußte es ihm daher werden, ein Zeuge der verächtlichen Behandlung zu sein,

mit welcher seine Tante und die Gräfinn Lobethal die arme Marie täglich beschimpften; aber sie ward ihm deßhalb immer nur noch desto theurer, und mit Schrecken dachte er an sein Versprechen, sich mit Paulinen verbinden zu wollen.

Die Baroninn Cécilie bemerkte recht gut, wie Heinrichs Leidenschaft zu Marien täglich stärker wurde, und sie bat daher ihre Freundin, die Gräfinn Lobethal, daß diese ihre Tochter überzeugen möchte, wie gefährlich es sei, wenn Marie noch länger in Gesellschaft eines Jünglings bliebe, der künftig der Gemahl Paulinens werden sollte. Gräfinn Rosalie wurde auch bald von den Befürchtungen der beiden Freundinnen unterrichtet; denn ihre Mutter bat sie, an die Frau von Saalheim zu schreiben, und ihren Besuch anmelden zu lassen, wobei man wahrscheinlich Gelegenheit finden würde, sich Mariens zu entledigen.

Seit der Abreise vom Schlosse Reichenstein war die Gräfinn Rosalie in eine tiefe Schwermuth verfallen, so daß sie gegen ihr

sonstiges Benehmen fast gar nicht wieder zu erkennen war; kaum war bisher ein Lächeln auf ihrem Gesicht erschienen. Um sich einer langweiligen Unterredung mit ihrer Mutter zu überheben, gehorchte Rosalie stillschweigend, und schrieb an die Frau von Saalheim. Marie dachte mit Vergnügen daran, daß sie vielleicht Erlaubniß bekommen könnte, bei der Letzteren einige Zeit zuzubringen; denn der Herr und die Frau von Saalheim hatten früher mehrere Jahre lang in der Gegend des Schlosses Reichenstein gewohnt, und Marie wußte, wie zärtlich sie von Beiden geliebt wurde.

Kaum empfing Frau von Saalheim das Billet der Gräfinn Rosalie, als sie auch schon vor dem Hotel der Baroninn Cécilie vorfuhr, und ihr Vergnügen bezeugte, die Familie in Wien zu sehen. Besonders lebhaft äußerte sie ihre Freundschaft gegen Marien, und bat sie, so oft als möglich nach Schönbrunn zu kommen, wo sie ein Landhaus besaß. Marie versprach es, wenn sie die Erlaubniß dazu erhalten würde.

„Frau Gräfinn, fuhr hierauf die Frau von Saalheim zu Rosalien fort, ich hoffe, daß Sie mich ebenfalls mit Ihrem Besuche beehren werden, obgleich ich wohl weiß, daß ich dieses Vergnügen nicht allzu oft genießen kann; da aber die glänzenden Gesellschaften in Wien mich Ihrer Gegenwart berauben, so vertrauen Sie mir gefälligst Marien auf einige Zeit an. Mein Mann wird in Kurzem eine Reise antreten, die einige Monate dauern soll, und seine Abwesenheit wird mir weniger fühlbar sein, wenn Sie meine Bitte erfüllen.“

— Da ich überzeugt bin, erwiederte die Gräfinn, daß Marie sich bei Ihnen sehr glücklich fühlen wird, so willige ich mit Vergnügen ein, und Sie können daher Mariens Gesellschaft so lange genießen, als es Ihnen angenehm sein wird. —

Marie, die einigermaßen von der Leichtigkeit, womit die Gräfinn diese Erlaubniß gab, überrascht war, verbeugte sich, als Zeichen ihrer Dankbarkeit. Die Gräfinn Lobethal und ihre Freundin wechselten Blicke mit einander, in denen sich die Freude malte; in

den Augen des Barons Heinrich aber herrschte Traurigkeit, und er schien noch unglücklicher zu sein, als Frau von Saalheim zu Marien sagte: „Ich hoffte, mein Fräulein, Sie heute noch nach Schönbrunn zum Mittagessen mit herausnehmen zu dürfen. Wenn Sie mir dieses Vergnügen gewähren, so sehe ich nicht ein, warum Sie nicht sogleich Ihren Aufenthalt bei mir nehmen sollten, da die Frau Gräfinn Ihnen die Erlaubniß dazu gegeben hat.“

Marie war überzeugt, daß sie bei der Frau von Saalheim sich glücklicher, als irgendwo anders fühlen würde, und antwortete daher, daß sie bereit sei, ihr zu folgen, wenn die Gräfinn nichts dagegen hätte. Diese willigte ein, und die Baroninn Cäcilie, welche diese Gelegenheit nicht vorbeigehen lassen wollte, sagte: „Ich bin in der That sehr zufrieden, daß Frau von Saalheim auf einige Zeit das Fräulein Marie zu sich nehmen will; denn ich werde hier noch so viel Besuch erhalten, daß es mir lieb ist, in meinem Hause ein Zimmer mehr frei zu haben; auch bin ich überzeugt, daß sie sich unter den Personen vom

höchsten Stande, die ich hier empfangen, nicht glücklich fühlt.“

Marie fühlte die Unhöflichkeit dieser Worte und vor Unwillen erröthend, während der Baron Heinrich seiner Tante zornige Blicke zuwarf, rief sie aus: „Ich wußte es nicht, Frau Baroninn, daß ich Ihnen so lästig sei. Wäre es nach meinen Wünschen gegangen, so würde ich ohne Zweifel weit lieber in Reichenstein geblieben sein; allein die Gräfinn von Hochberg wollte, daß ich sie begleiten sollte, und ich glaubte daher auch ein Recht auf ihren Schutz zu haben. Da ich indessen sehe, wie lästig ich hier bin, so ist es mein innigster Wunsch, dieses Haus augenblicklich zu verlassen.“

Die Baroninn Cäcilie würdigte sie keiner Antwort; aber die Gräfinn Rosalie, welche ganz das Unangenehme ihrer Lage fühlte, sagte sanft: „Liebe Marie, ich bin überzeugt, daß die Baroninn von Lindau nicht so sehr die Gastfreundschaft verletzen wird, dich als lästig zu betrachten; denn wir würden uns in diesem Falle als eben so lästig ansehen müssen. Ja, Marie, du hast ein Recht auf mei-

nen Schutz, und so lange du ihn genießest, machst du ein Mitglied meiner Familie aus. Ich selbst würde mich beleidigt fühlen, wenn Jemand von meiner Familie nicht dieselbe Aufnahme genösse, wie ich selbst.“

Marie sahe sie mit dankbaren Blicken an, während Cécilie, vor Scham erröthend, die Gräfinn Rosalie zu überzeugen suchte, mit welchem Vergnügen sie ihren Aufenthalt bei sich betrachte. Die Letztere machte der Baroninn eine kalte Verbeugung, und fuhr zu Marien fort: „Du wirst meinen Wunsch, dich bei der Frau von Saalheim zu sehen, nur der Theilnahme zuschreiben, die ich an deinem Glücke nehme; denn ich bin jetzt gewiß, daß du dich bei ihr besser befinden wirst, als hier. Glaube mir, Marie, ich wünsche dich ruhigen Herzens zu sehen; aber unglücklicherweise leide ich selbst so schmerzlich. . . .“ Sie schwieg, als wenn sie überrascht war, so viel gesagt zu haben.

Frau von Saalheim bat hierauf ihre junge Freundin, sich zur Abreise fertig zu machen, und Marie nahm von Jedermann Abschied.

Die Gräfinn von Hochberg drückte ihr theilnehmend die Hand, und wünschte ihr viel Vergnügen während ihres Aufenthalts in Schönbrunn.

Der Baron Heinrich, der über alle Beschreibung mißvergnügt war, brachte stammelnd sein Lebewohl hervor; aber seine Traurigkeit verschwand bald wieder, als die Frau von Saalheim zu ihm sagte: „Ich hoffe, Herr Baron, daß ich recht oft das Vergnügen haben werde, Sie, so wie Fräulein Pauline und ihren liebenwürdigen Bruder, bei mir in Schönbrunn zu sehen.“ Alle drei versprachen, dieser Einladung zu folgen, und sie führte darauf Marien zu ihrem Wagen.

S e c h s z e h n t e s K a p i t e l .

Der Herr von Saalheim empfing Marien mit der größten Auszeichnung, und als er hörte, daß sie auf einige Zeit in seinem Hause bleiben wolle, bezeigte er darüber sein innigstes Vergnügen. Seine Frau führte darauf Marien in das für sie bestimmte Zimmer, das auf das bequemste eingerichtet war, und

aus welchem man eine vortreffliche Aussicht auf die umliegende Gegend hatte.

Nach Tische machte Frau von Saalheim mit Marien einen Spaziergang, und als sie wieder nach Hause kamen, fanden Sie den Oheim des Herrn von Saalheim, den Obersten von Lessen, so wie dessen Sohn Adolph, und den Vater der Frau von Saalheim, Herrn von Reichard, welche gewöhnlich die Nachmittage und Abende in Schönbrunn zubrachten. Alle drei bezeugten Marien ihr Vergnügen, sie persönlich kennen zu lernen, nachdem sie schon so Vieles zu ihrem Lobe gehört hätten. In dem Obersten sahe Marie einen Mann von höchst angenehmem Aeußeren; es war einer von jenen Greisen, denen ihr Alter so gut steht, daß selbst die Jugend darüber eifersüchtig werden könnte. Sein Sohn war ein schöner Jüngling, dessen Liebenswürdigkeit noch durch seine fröhliche und geistvolle Unterhaltung vermehrt wurde.

Ehe diese Gäste sich wieder entfernten, bat der Oberst Marien, ihm die Wohnung

der Gräfinn Rosalie anzuzeigen, da er ihr, als ein alter Bekannter des Grafen von Hochberg, die Aufwartung zu machen wünschte. Marie nannte ihm das Hotel der Baroninn von Lindau, worauf der Oberst mit seinem Sohne und dem alten Herrn von Reichard nach Wien zurückkehrte.

Am andern Morgen beim Frühstück bemerkte Marie, daß der Herr von Saalheim sie fast unverwandten Auges ansah. Sie erröthete und schien in einige Verlegenheit zu gerathen; aber Saalheim entschuldigte sich bei ihr. „Ich bitte um Verzeihung, mein Fräulein, sagte er, daß ich Sie durch meine Blicke zum Erröthen gezwungen habe; aber Ihre Gesichtszüge erinnern mich so lebhaft an eine Dame von unserer Bekanntschaft, daß ich über eine so vollkommene Aehnlichkeit erstaunen muß. Diese Dame ist übrigens stets sehr ernsthaft und oft sogar schwermüthig, und da Sie, mein Fräulein, so eben in ein tiefes Nachdenken versunken zu sein schienen, so wurde dadurch die Aehnlichkeit noch größer.“

— Aber wen meinst du denn, lieber Bernhard? fragte die Frau von Saalheim. —

„Ich dünkte, daß du es schon errathen haben müßtest; erkennst du denn in diesen liebenswürdigen Gesichtszügen unsere Madame Sander nicht wieder?“

— Wahrhaftig! Ich erstaune, es nicht eher bemerkt zu haben, und versichere Sie, Fräulein Marie, daß man Sie für die Tochter der Madame Sander halten könnte. —

„Wirklich?“ sagte Marie mit zitternder Stimme. Da Herr von Saalheim ihre Verlegenheit sahe, fuhr er fort: „Es ist sehr unhöflich, mein Fräulein, daß wir Ihre Gesichtszüge so genau prüfen; entschuldigen Sie uns aber, ich bitte Sie, da eine Vergleichung zwischen Ihnen und der Madame Sander für beide nur sehr vortheilhaft sein kann, sowohl in Absicht auf die Tugenden, als auf die Schönheit; auch rechne ich es mir zur Ehre, jene Dame unter unsere wahren Freunde zählen zu dürfen.“

— Ja, sagte die Frau von Saalheim, sie und ihre ganze Familie ist höchst liebenswür-

dig; besonders ist die junge Demoiselle Sander sehr reizend. Ich bin überzeugt, daß sie Fräulein Marien sehr gefallen wird, und ich schmeichle mir daher, sie Ihnen vorstellen zu dürfen. —

„Es wird mir sehr viel Vergnügen machen, erwiederte Marie, und ich wünsche sehr, diese Dame zu sehen, der ich so ähnlich sein soll.“

— Sie sind ihr ganzes Ebenbild, fuhr Frau von Saalheim fort, aber Sie sollen Sich selbst davon überzeugen. Wenn es Ihnen gefällig ist, so fahren wir heute Morgen ein wenig spazieren, worauf wir bei der Madame Sander abtreten wollen. —

Marie nahm dieses Anerbieten mit Vergnügen an, und nachdem sie in der Gegend eine Zeit lang umhergefahren waren, hielt der Wagen vor dem Hause des Herrn Sander. Die Frau und Tochter vom Hause empfingen diesen Besuch mit der größten Artigkeit, und die Erstere schien erstaunt zu sein, als sie Marien erblickte, die ihr von der Frau von Saalheim vorgestellt ward.

Bei dem Namen Hochberg wurde Madame Sander wechselweise blaß und roth, und war nicht im Stande, ein einziges Wort hervorzubringen. Marie sahe vollkommen bestätigt, was sie heute in Absicht auf die auffallende Aehnlichkeit gehört hatte.

Nachdem Madame Sander einigermaßen von ihrer Ueberraschung zurückgekommen war, entspann sich die Unterhaltung, und sie fragte Marien, ob sie das Vergnügen habe, die Tochter des Grafen Ferdinand von Hochberg vor sich zu sehen. Bei dieser Frage erröthete Marie, ihre Lippen zitterten, aber kein Wort kam aus ihrem Munde. Frau von Saalheim bemerkte ihre Verlegenheit, und antwortete daher: „O nein! Fräulein Marie ist nicht die Tochter des Grafen Hochberg, sondern seine Nichte, und die Tochter der Gräfinn Charlotte, seiner Schwester, die, wie ich gehört, schon seit vielen Jahren von ihrer Familie entfernt ist.“

— Die Tochter der Gräfinn Charlotte? wiederholte Madame Sander mit bewegter

Stimme. Das ist unmöglich! Wer hat Sie in diesen Irrthum gesetzt? —

„Ich habe es nie anders gewußt, antwortete ihre Freundin, sie erstaunt ansehend, während auch Marie Madame Sander in der höchsten Bewegung und voller Neugierde anblickte. Da diese sahe, welches Erstaunen ihre Worte hervorgebracht hatten, so sagte sie: „Ich bitte um Verzeihung, mein Fräulein; nur ihre Aehnlichkeit mit dem Grafen Ferdinand ließ mich glauben, daß Sie seine Tochter wären.“

— Sie kennen ihn also? fragte Marie lebhaft. —

Madame Sander schien verlegen zu sein, und sagte endlich: „Ich habe ihn und die Gräfinn Charlotte einst gekannt, aber es ist schon sehr lange her, und nach Allem, was ich von ihr gesehen habe, kann ich Ihnen versichern, daß sie sich nie von ihrem Kinde getrennt haben würde. Es scheint vielleicht grausam von mir, wenn ich den Schleier lüfte, der Ihre Augen, in Absicht auf Ihre Geburt, bis jetzt verhüllt hat; aber sein Sie

überzeugt, daß Sie dem Grafen Ferdinand sehr nahe angehören.“

— Das ist außerordentlich! rief Frau von Saalheim. Mein Mann machte mich heute Morgen auf die große Aehnlichkeit des Fräuleins von Hochberg mit Ihnen aufmerksam, und ich finde sie in der That auffallend. —

Madame Sander zwang sich zu lächeln, und suchte dem Gespräch eine andere Wendung zu geben. Auch gelang es ihr; nur fragte sie noch mit zitternder Stimme, ob der alte Graf Wilhelm von Hochberg noch lebe; und da Marie diese Frage bejahte, so schien sie ganz aufgeheitert zu sein.

Wenn Marie sich zu Madame Sander auf eine besondere Art hingezogen fühlte, so war dieß nicht weniger der Fall in Absicht auf die junge Luise, deren Charakter und Betragen ihr äußerst liebenswürdig erschienen. Marie glaubte, in ihrer beiderseitigen Denkart eine große Gleichheit zu finden.

Während sich diese Damen auf die angenehmste Art unterhielten, trat Herr Sander ein, und seine Gemahlinn stellte ihm Frau

lein Hochberg vor. Bei diesem Namen warf er einen neugierigen Blick auf Marien, suchte sich aber sogleich wieder zu fassen, und erzeugte ihr die größte Artigkeit. Sein Betragen nahm Marien sogleich zu seinen Gunsten ein; er schien in den besten Jahren des Mannes; alters zu sein, und sein ganzes Wesen hatte etwas außerordentlich Angenehmes. Marie bemerkte, daß die junge Luise wohl ihrem Vater, aber der Madame Sander durchaus nicht ähnlich sahe; was sich übrigens durch das, was sie bereits erfahren hatte, völlig erklären ließ — denn Luise war die Frucht einer ersten Ehe. Aber es herrschte in dieser Familie eine so große Einigkeit, daß Madame Sander ihr dieselbe Zärtlichkeit, wie ihren übrigen eigenen Kindern erwies; daher liebte Luise sie auch wie ihre wirkliche Mutter.

Da die Mittagszeit herannahte, so nahm Frau von Saalheim und Marie von dieser liebenswürdigen Familie Abschied. Unterwegs dachte Marie mit Vergnügen daran, daß sie diese angenehme Bekanntschaft würde fortsetzen können, und wünschte sich Glück,

von der stolzen Baroninn Cécilie entfernt zu sein. Nur das Andenken an den Baron Heinrich betrübte ihr Herz. Er hatte geschworen, sich den Wünschen seiner Familie, in Absicht auf die Vermählung mit Paulinen, zu fügen; ach, wie schmerzlich war dieser Gedanke für sie, und ein tiefer Seufzer stieg aus ihrem gepreßten Herzen empor.

Frau von Saalheim fragte lächelnd, wem dieser Seufzer gelte? Marie erröthete, und stammelte einige unverständliche Worte. Da der Wagen in diesem Augenblicke vor dem Hause hielt, so trennten sich die beiden Damen, um ihre Mittagstoilette zu machen.

Als Marie allein war, dachte sie über das Betragen der Madame Sander nach, welches ihr außerordentlich vorkam. „Wie kann sie behaupten, daß ich nicht die Tochter der Gräfinn Charlotte bin! Ach, was hat sie für Empfindungen in meinem Herzen geweckt! O, meine theure Mutter, wann werden wir uns denn endlich sehen? . . . Wie außerordentlich ist mein Schicksal! Mit welchen Geheimnissen ist meine Geburt umgeben!“

Marie blieb in ihrem Zimmer, bis Frau von Saalheim wieder zu ihr kam, und sie benachrichtigte, daß sie heute beim Mittagessen eine neue Bekanntschaft machen würde. „Es ist ein gewisser Herr Felsburg, sagte sie; ein siebenzigjähriger Greis, aber von so strengen und rauhen Sitten, daß er es sich gar nicht übel nimmt, mich öfters auf das Härteste zu tadeln. Und dennoch kann ich ihm deßhalb nicht böse sein, da sein ehrwürdiges Ansehn und sein gutes Herz bald Alles wieder vergessen machen.“

Als Marie mit ihrer Freundin in den Speisesaal trat, erblickte sie den alten Herrn mit Saalheim im Gespräch; Ersterer drehte sich sogleich um, als er die beiden Damen kommen hörte. Kaum war dieß geschehen, als er mit einem erstickten Seufzer und zitternd auf einen Stuhl zurücksank.

Erstaunt trat Marie näher, und eben so erstaunt fragte Herr und Frau von Saalheim den alten Felsburg; ob er sich unwohl befinde. Dieser konnte mehrere Minuten lang nicht

antworten; endlich aber rief er aus: „Sagen Sie mir, wer ist diese junge Dame?“

— Es ist Fräulein von Hochberg, sagte Saalheim, die Nichte des Grafen Ferdinand von Hochberg. —

Fräulein von Hochberg! wiederholte Felsburg mit einem tiefen Seufzer. Dieser Name ist mir unbekannt.“

Er erholte sich nach und nach wieder, und Saalheim bat ihn, eine Erfrischung zu sich nehmen; allein er schlug sie aus. „Ich danke Ihnen, sagte er, denn nichts kann meine tiefe Wunde heilen, die hier in meinem Herzen befindlich ist.“ Hierauf sah er Marien an, die unbeweglich vor ihm stand. „Ich fürchte, fuhr er fort, daß ich Ihnen einen Schreck verursacht habe, mein Fräulein; aber entschuldigen Sie die Schwäche des Alters. Es ist freilich für die Nerven der heutigen jungen Damen etwas Unerträgliches, einen Greis, wie ich bin, leiden zu sehen.“

Marie wußte kaum, was sie antworten sollte; doch wünschte sie ihm eine gute Meinung von sich zu geben, und sie erwiederte

daher mit einer bezaubernden Stimme: „Ich gehöre nicht zu jenen jungen Damen, die Sie so eben bezeichnet haben; ich huldige der Mode durchaus nicht, und verehere nur die einfache, kunstlose Natürlichkeit. Glauben Sie mir, mein Herr, obgleich ich Sie noch nie gesehen habe, so verursacht mir doch Ihr plötzliches Uebelbefinden die größte Theilnahme, und ich wünsche von ganzem Herzen, daß Sie vollkommen wieder hergestellt sein möchten.

Felsburg ergriff hierauf Mariens Hand, und sagte mit vieler Wärme: „Es scheint mir, als wenn ich in Ihnen einen Engel sehe; ja, ich sehe es, die einfache Natur ist Ihre Führerin . . . o möchten Sie Sich nie davon entfernen!“

— Wie? unterbrach Frau von Saalheim; höre ich wirklich Herrn Felsburg so sprechen? Sollten Sie plötzlich ein Schmeichler geworden sein? —

„Nein, gnädige Frau, aber wenn Sie mich voll Erstaunen so sprechen hören, so kommt dieß daher, weil ich mich noch nicht

in Jemandes Gesellschaft befunden habe, der meines Lebens würdig gewesen wäre.“

— Aber doch Herrn und Madam Sander ausgenommen, erwiederte sie; beiden gewähren Sie, wie ich glaube, eine besondere Auszeichnung. —

„Und daß mit Recht, antwortete der alte Felsburg. Aber ich befinde mich zu unwohl, um noch länger die Unterhaltung fortzusetzen; entschuldigen Sie mich daher, wenn ich mich früher entferne, als ich es mir anfangs vorgenommen hatte.“

Da das Mittagessen bereits aufgetragen war, so bat ihn Saalheim, noch zu bleiben, und wendete sich auf seine abschlägliche Antwort an Marien, indem er lächelnd sagte: „Verbinden Sie doch Ihre Bitten mit den meinigen, Fräulein Marie, um Herrn Felsburg zu bewegen, daß er noch bleibt; denn Ihre Stimme wird ohne Zweifel mehr Eindruck auf ihn machen, als die meinige.“

— Sehr gern, erwiederte Marie, und wandte sich mit der süßesten Ueberredung an den ehrwürdigen Greis. Dieser warf einen

außdrucksvollen Blick auf sie und sagte: „Wie wenig junge Mädchen von Ihrem Alter würden mit so viel Liebenswürdigkeit einen Greiß, wie ich bin, mit Ihren Bitten bestürmen. Auch fühle ich, daß es unmöglich ist, Ihnen zu widerstehen; aber Sie müssen mir eine Gegengefälligkeit erweisen.“

— Womit kann ich Ihnen angenehm sein? erwiederte Marie; es würde mir ein großes Vergnügen gewähren, Sie mir zu verbinden. —

„Sie heißen Marie, nicht wahr? fragte er; Herr von Saalheim hat Sie wenigstens so genannt.“

Als Marie diese Frage bejahte, nahm er zärtlich ihre Hand, und Thränen standen ihm in den Augen. Marie wurde hierdurch so gerührt, daß ihr ebenfalls einige Thränen entfielen. „Weinst du diese Thränen für mich, du Engel der Güte? rief er auß. O möchtest du nie auß einer andern Ursache Thränen vergießen müssen! Aber die Unschuld selbst ist auf dieser Welt nicht sicher, da das Laster ihr hef-

zigster Feind ist, und stets nach ihrem Verderben strebt.“

Man setzte sich jetzt zu Tische, und Marie sagte: „Worin kann ich ihnen dienen, Herr Felsburg? Sie haben mir ihren Wunsch noch nicht mitgetheilt!“

— Erlauben Sie mir, daß ich wie einer Ihrer ältesten Freunde mit Ihnen sprechen darf, erwiederte der Greiß. Erlauben Sie, daß ich Sie, kurz und freundschaftlich, bloß Marie nenne; denn dieser Name ist tief in meinem Herzen eingeschrieben. —

„Dies ist Alles, was Sie wünschen? fragte Marie; mit dem größten Vergnügen willige ich darin ein.“

Die Unterhaltung während des Mittagessens flößte Marien immer mehr Theilnahme und Ehrfurcht gegen den alten Felsburg ein, und als er sich nach Tische entfernte, machte sie beim Abschiede die Bemerkung, wie sehr auch sie diesem ehrwürdigen Greise lieb und theuer geworden war.

S i e b e n z e h n t e s K a p i t e l .

Nach Tische machten die gefälligen Wirthe Mariens mit ihr eine Spazierfahrt durch die angenehmen Umgebungen von Schönbrunn, und als man von derselben wieder zurückgekehrt war, begab unsere liebenswürdige Waise sich zeitig auf ihr Zimmer. Ihr Herz war heute in ungewöhnlicher Bewegung; dem Nachdenken über ihr Schicksal, ihre Lage folgten bald die Gedanken an den geliebten Heinrich; ach! rief sie aus, von dem Augenblick an, wo er sich auf ewig mit Paulinen verbindet, ist das Unglück meines Lebens unwiderruflich! Ein Strom von Thränen entstürzte ihren schönen Augen, und um ein wenig frische Luft zu schöpfen, öffnete sie eins ihrer Fenster, welches die Aussicht nach dem Garten hatte.

Die majestätische Pracht des Himmels zog ihre Aufmerksamkeit auf sich; der Mond fing an, die Erde mit seinem Lichte anzulächeln, und das ganze Himmelsgewölbe funkelte von glänzenden Sternen; die ganze

Natur schien sich auszuruhen. Ein solcher Anblick mußte der traurigen und gefühlvollen Marie ein unendliches Vergnügen gewähren, und eine süße Schwermuth folgte jetzt auf die schmerzliche Beklemmung ihres Herzens; plötzlich ward aber die Ruhe, welche rings um sie her herrschte, durch das Geräusch von Fußritten unterbrochen. Sie blickte hinab in den Garten, wo sie voll Erstaunen eine männliche Gestalt gewahrte, die sie unverwandt anzusehen schien; aber welche Gefühle durchströmten ihren ganzen Körper, als sie beim Schein des Mondes, indem sie sich von dem Fenster zurückzog, die Züge des geliebten Barons zu erkennen glaubte.

Den Empfindungen, welche diese unerwartete Erscheinung in ihr hervorrief, unterliegend, sank sie auf einen Stuhl zurück, und war nicht im Stande, sich wieder zu erheben; erst lange nachher erholte sie sich so weit wieder, daß sie in den Garten hinabblicken konnte, um zu sehen, ob Heinrich noch da sei; da sie ihn aber nicht mehr gewahrte, so glaubte sie, daß es nur ein Spiel ihrer

aufgeregten Phantasie gewesen, und seufzend machte sie das Fenster zu, um sich dem Schlafe zu überlassen. Allein sie konnte kein Auge schließen, da Heinrichs Bild beständig vor ihrer Seele stand; wohl hundert Mal schwebte sein Name auf ihren Lippen, und ungeachtet ihres Entschlusses, ihn zu vergessen, erfüllte sie der Gedanke, von ihm geliebt zu werden, mit Wonne.

Am andern Morgen bemerkte Frau von Saalheim die Blässe und Abspannung ihrer Gesichtszüge; Marie gab aber als Ursache davon heftiges Kopfsweh an. Beide wurden bald durch die Ankunft der Demoiselle Sander erfreuet, welche ihnen ankündigte, daß sie entschlossen sei, den heutigen Tag bei ihnen zuzubringen. „Ich komme deswegen so früh, sagte sie mit bezaubernder Liebenswürdigkeit, ihnen die Hand reichend, damit ich desto länger bei Ihnen bleiben kann.“

Bei der lebhaften und geistreichen Unterhaltung der jungen Luise, deren Verstand vollkommen ausgebildet und mit ausgebreiteten

Kenntnissen ausgestattet war, verging die Zeit mit Windeseile. Nach Tische vermehrte der alte Felsburg die Gesellschaft, welcher heute ruhiger als gestern zu sein schien; aber er war äußerst gerührt, als er Marien zärtlich die Hand drückte, und er seufzte tief, als er ihren Namen aussprach.

Frau von Saalheim bat Luise, die sehr musikalisch war und vortrefflich sang, sich an das Pianoforte zu setzen, und der Gesellschaft einen Genuß zu verschaffen, was sie mit Vergnügen that. Nachdem sie mehrere ausgewählte Stücke gespielt und gesungen hatte, bat sie Marien, ihren Platz einzunehmen, die auch sogleich einwilligte, und eine sehr angenehme, aber melancholische Arie vortrug. Der alte Felsburg schien außer sich zu gerathen. Er setzte sich dicht neben Marien, und hörte aufmerksam zu. „Ach! rief er plötzlich aus, seine Hand auf ihre Schulter legend; hat man Sie denn hierher gesandt, um mich zu quälen und mich zu entzücken? Diese Stimme! O, Sie wissen nicht, welche Erinnerungen sie in mir hervorbringt ich kann mei-

nen Gefühlen nicht widerstehen!“ fuhr er fort, seine Augen mit dem Taschentuche bedeckend.

— Es thut mir leid, sagte Marie mit zitternder Stimme, Ihnen Betrübniß verursacht zu haben. —

„Nicht doch, antwortete der alte Felsburg; Ihr Gesang geht mir über Alles ich werde mich daran gewöhnen o, er ruft mir ein theures Wesen in mein Gedächtniß zurück!“

Der Herr von Saalheim bezeigte sein Bedauern, seinen alten Freund in diesem Zustande zu sehen. „Ich würde mich glücklich fühlen, sagte er, wenn ich etwas zur Linderung Ihrer Leiden beitragen könnte; aber ihre Ursache ist mir unbekannt.“

— O, möchte diese Ursache stets ein Geheimniß bleiben, unterbrach ihn Felsburg; ich darf meinen Kummer nicht entdecken, ich will dem Urheber desselben die Schande ersparen; nie soll sein Name aus meinem Munde kommen! —

Diese Unterhaltung dauerte noch eine Zeit lang fort, als Frau von Saalheim, die sich an's Fenster gesetzt hatte, plötzlich ausrief: „Dort kommt der Wagen unseres Onkels; wer mag wohl bei ihm sein! ... Ach, Marie, er bringt den Baron Heinrich mit!“

— Den Baron Heinrich! wiederholte Marie, rasch aufstehend. Sie irren sich ohne Zweifel.

„Nein, nein, meine Liebe, ich irre mich nicht. Hat er mir nicht versprochen, mich zu besuchen?“

Bei dem Namen des Barons war Marie leichenbläß geworden, und ihre heftige Bewegung entging dem Scharfblick des alten Felsburg nicht, der sogleich seine Vermuthungen darüber machte. Wie erstaunte aber die ganze Gesellschaft, als der Oberst Lessen in's Zimmer trat, nicht nur von dem Baron Heinrich, sondern auch von seinem Sohne, und von Pauline und Robert von Hochberg begleitet. Während man sich gegenseitig begrüßte, eilte Heinrich auf Marien zu, deren

Hand er zärtlich ergriff, und als er diese Hand in der seinigen zittern fühlte, entzückte sich sein Herz vor inniger Freude.

Marie, die durch seine unerwartete Gegenwart und die Erinnerung an den gestrigen Abend in die höchste Verwirrung gerathen war, sah sich jetzt dadurch geschmeichelt, daß Pauline sich ihr näherte, und erstaunte, als diese ihre Hand ergriff, und sie theilnehmend nach ihrem Befinden fragte.

„Ich sehe, rief der Oberst von Lessen aus, daß die ganze Gesellschaft von unserm Besuche überrascht ist; aber es ging ganz natürlich zu. Gestern machte ich mit meinem Sohne der Gräfinn von Hochberg die Aufwartung, und obgleich sie sehr unwohl war, so hatten wir doch das Vergnügen, ziemlich lange zu bleiben, und uns endlich mit dem Versprechen zu empfehlen, daß wir unsern Besuch recht bald wiederholen wollten. Da der heutige Nachmittag so vortrefflich ist, so ließ ich meine Chaise anspannen, um hierher zu fahren; in der Nähe von dem Hotel der Baroninn von

Lindau fiel es mir ein, mich nach der Gesundheit der Gräfinn von Hochberg zu erkundigen, und da ich sahe, wie sehr dieser Vorschlag Adolphs gefiel, so fuhren wir vor. Wir hörten zwar, daß die Gräfinn noch sehr unwohl sei, und daß ihre Mutter, so wie die Baroninn, ihr Gesellschaft leistete; aber wir wurden von Fräulein Paulinen, dem Baron Heinrich und dem Grafen Robert empfangen. Nach den ersten Komplimenten kam die Rede auf Schönbrunn. Adolph rühmte die Schönheit des Tages und des Weges hierher, um das Fräulein und die beiden Herren zu besprechen, daß sie uns begleiten möchten; und wie Sie sehen, ist es ihm wirklich gelungen, Sie Alle hier durch die unerwartete Gegenwart derselben zu überraschen.“

Herr von Saalheim dankte seinem Oheim für das Vergnügen, das er ihm durch diese angenehme Gesellschaft verschaffte, und als bald nachher Jedermann einen Stuhl genommen hatte, wurde die Unterhaltung lebhaft und allgemein.

Der alte Felsburg, welcher in einiger

Entfernung saß, machte wie gewöhnlich seine Beobachtungen, und sahe bald, daß zwischen Marien und dem Baron Heinrich eine gegenseitige Zärtlichkeit herrschte. Auch hatte er bemerkt, wie die junge Luise Sander erblaßte, als ihr Pauline und Robert vorgestellt wurden, und wie ihre Stimme zitterte, als sie mit ihnen sprach. Er sahe hierauf mit Erstaunen, daß sie sich vergebens bemühte, sich von ihrer Verwirrung zu erholen; ihr reizender Wuchs, ihr liebenswürdiges Wesen zog eben so die Aufmerksamkeit des jungen Grafen Hochberg auf sich, der häufig mit ihr sprach.

Frau von Saalheim war außer sich vor Freude, eine so vornehme Gesellschaft in ihrem Hause zu haben, und sie erneuerte dem Obersten mehrere Male ihre Danksagungen, für die angenehme Ueberraschung, die er ihr verursacht hätte. „Ich hoffe, sagte sie, als sie beim Thee die Honneurs machte, sich gegen Alle verneigend, daß die angenehme Gesellschaft, welche mich in diesem Augenblicke beehrt, in Zukunft alle Cere-

monie bei Seite setzen, und ihren Besuch so oft als möglich erneuern wird.“

Pauline erwiederte mit vielem Eifer, daß sie stets mit dem größten Vergnügen nach Schönbrunn kommen würde. Robert fügte hinzu: „Ihre Einladung, gnädige Frau, verspricht zu viel Vergnügen, als daß man ihr nicht Folge leisten sollte. Denn wenn man sieht, daß Ihre Behausung von den Grazien besucht wird: wie könnte man dem Wunsche widerstehen, sich in ihrer Gesellschaft zu befinden?“ Bei diesen Worten verneigte er sich gegen Marien und Luifen. Der Baron Heinrich, welcher von Niemanden beobachtet zu werden glaubte, sagte leise zu Marien: „Das Haus der Frau von Saalheim wird für mich ein bezaubernder Ort sein, so lange sich ein Schatz darin befindet, dessen Anblick allein allen meinen Kummer verschwinden macht.“

Marie erröthete, und wollte antworten, aber ihre Blicke begegneten jetzt denen des alten Felsburg, und sie bemerkte darin etwas so Durchdringendes, daß sie schwieg.

„Ich sehe wohl, junger Herr, sagte Felzburg, sich an Robert wendend, daß Sie in der Schule der Schmeicheleien gewesen sind. Das Haus der Frau von Saalheim wird fernhin der Aufenthalt der Grazien bleiben, wie ich hoffe; hierzu ist es aber nöthig, daß es überhaupt bleibt, was es ist, die Wohnung der Unschuld und Tugend, ohne welche es keine Grazien giebt.“

— Sie beurtheilen mich falsch, erwiederte Robert, ich bin kein Schmeichler; ich habe stets gesprochen, wie es mir mein Herz eingab, und dieß war auch in diesem Augenblick noch der Fall. —

„Beim Anblick so vieler Schönheiten, sagte Adolph von Lessen mit einer liebenswürdigen Lustigkeit, würde ich mich schämen, zu sagen, daß ich noch ein Herz besitze, es sei denn ein solches Herz, das ich gegen das meinige ausgetauscht habe.“

— Ohne Zweifel wollen Sie damit sagen; unterbrach ihn Frau von Saalheim, daß Sie schon einen solchen Verlust gehabt haben. —

„In der That, gnädige Frau, bin ich meiner Sache noch nicht gewiß; überdies würde es ja auch beinahe ein Geständniß sein, wie ich glaube ...“

— Aber darf ich Sie wohl fragen, fuhr die Frau von Saalheim fort, wer ein so köstliches Gut, als Ihr Herz ist, besitzt? —

„Erlauben Sie mir zu sagen, gnädige Frau, daß Ihre Frage etwas zu viel verlangt; da ich es mir aber zur Pflicht gemacht habe, einer Dame nie etwas gänzlich abzuschlagen, so versichere ich Sie, daß sich meine Wünsche nicht über die Mauern dieses Zimmers hinaus erstrecken.“

Bei diesem Geständniß errötheten die drei jungen Mädchen, Pauline aber schien am meisten in Verwirrung zu sein, und wiederholte mit einer ziemlich unsicheren Stimme die Worte Adolphs: „Ich denke es auch, daß diese Frage etwas zu viel verlangt.“

— Wahrhaftig, sagte der alte Felsburg, Sie zwingen ja diese Herren, Ihnen das Ge-

ständniß Ihrer Zuneigung zu machen. Wenn wir aber eine genauere Prüfung ihrer Herzen vornehmen wollten, so zweifelte ich, daß wir ein einziges finden würden, welches sich den Wünschen der Aeltern gemäß gefesselt hat. —

„Sie haben Recht,“ fiel der Baron Heinrich ein, und seufzte, indem er dabei Marien ansah.

Frau von Saalheim schlug jetzt vor, einen Spaziergang in ihren Garten zu machen, was mit Vergnügen angenommen wurde. Adolph von Lessen, ohne sich weiter um den Baron Heinrich zu bekümmern, bot seinen Arm Paulinen an, die ihn lächelnd annahm; Heinrich nahm hierauf Mariens Hand, und voll Entzücken legte Robert Luisens Arm unter den seinigen, die ebenfalls mit den Aufmerksamkeiten des jungen Grafen zufrieden zu sein schien. Frau von Saalheim eröffnete hierauf den Zug, und führte ihre Gesellschaft in den Garten.

Marie und Heinrich waren die Einzigen, welche nicht mit einander sprachen; beide

schienen verlegen zu sein, bis endlich Marie, um dieses Stillschweigen zu brechen, die schöne Lage dieses Hauses und Gartens rühmte.

„Ja, erwiderte Heinrich, sie sind reizend schön, und ich fühle, daß ich immer hier bleiben könnte.“

Marie verstand ihn recht gut; allein sie erinnerte sich, daß er versprochen hatte, Paulinen zu heirathen, und sie erwiderte daher: „Ohne Zweifel müssen Sie sich hier gefallen, Herr Baron, so lange Pauline zugegen ist.“

— Pauline! antwortete Heinrich. Ach, Marie, warum wollen Sie mich denn durchaus nicht verstehen! Sehen Sie denn nicht, daß sie sich auf eine andere Art beschäftigt, die ihren Empfindungen, und noch weit mehr den meinigen, angemessen ist? Und gestern Abend war Pauline nicht hier fragen Sie Sich nun, wer der Gegenstand meiner nächtlichen Beobachtungen war! —

Marie erröthete. „Sie waren es also,

sagte sie endlich; den ich aus meinem Fenster erblickte?“

— Ja, erwiederte Heinrich. Ich ritt gestern Abend mit einigen Freunden spazieren, und als wir zufällig den Weg nach Schönbrunn berührten, trennte ich mich von ihnen unter einem Vorwande. Ich band mein Pferd an einen Baum, und stieg in den Garten, wo ich Sie bald an Ihrem Fenster erblickte, wie Sie in die Betrachtung des Himmels ganz versunken waren. Darauf richteten Sie Ihre Augen auf mich, und um Sie nicht durch meine Gegenwart in einer so ungewöhnlichen Stunde zu beleidigen, entfernte ich mich wieder, glücklich und zufrieden, Sie nur einen Augenblick gesehen zu haben. —

Die Wärme, mit welcher Heinrich dieß erzählte, und sein sanfter Händedruck brachte Mariens Empfindungen in Aufruhr; doch zwang sie sich, ruhig zu scheinen, und erwiederte: „Wozu dieses Verlangen, Herr Baron, mich zu sehen, da Sie doch Ihren Aeltern gehorchen müssen?“

— Ach, Marie, Sie halten mich für sehr unbeständig, und trauen mir wenig Aufrichtigkeit zu. Ja, ich gestehe es, ich habe versprochen, Paulinen zu heirathen; aber glauben Sie mir, Marie, ich liebte Sie mehr als jemals, als ich dieses Versprechen gab. Nur meine Verzweiflung trieb mich zu dieser unüberlegten Handlung. Ach, Marie, ich glaubte, daß Sie Ihr Herz an einen Andern verschenkt hätten; und wenn Sie die Ursache wüßten doch Sie sollen Alles erfahren, und wenn Sie meine Vertheidigung gehört haben, so hoffe ich, daß Sie mir Ihr Mitleiden und Ihre Verzeihung nicht versagen werden. —

Marie zitterte heftig, und Heinrich war im Begriff fortzufahren, als sich die Frau von Saalheim zu ihnen gesellte, und sie auch nicht wieder verließ, bis man wieder in's Haus zurückkehrte. Der Baron war höchst unzufrieden hierüber, denn er hätte so gern von Marien Aufschluß über die Scene gehabt, die er zwischen den Felsen mit angesehen hatte.

Die Gesellschaft fand Herrn und Madam Sander im Salon, welche Luifen abzuholen gekommen waren. Frau von Saalheim stellte sie der Gesellschaft vor, und Madame Sander schien bei den Namen Roberts und Paulinens von Hochberg zusammenzufahren. „Sie sind keine Fremden für mich, sagte sie endlich, obgleich wir uns bis jetzt noch nicht gesehen haben. Ich hoffe aber, daß der glückliche Zufall, der mir heute dieses Vergnügen verschafft, mir Gelegenheit geben wird, eine dauerhafte Freundschaft mit Ihnen zu schließen, und daß Sie mich oft mit Ihren Besuchen beehren werden.“

Robert versicherte, wie viel Vergnügen ihm diese Einladung mache, und Pauline versprach, ihr recht bald Folge zu leisten. Da es schon anfing, spät zu werden, so bat Pauline den Obersten, seinen Wagen vorfahren zu lassen, weil sie nicht allzulange von ihrer kranken Mutter entfernt bleiben wolle.

Marie bezeigte ihr ihren Kummer über die anhaltende Krankheit der Gräfinn; „ich

würde sie ohne Zweifel besuchen, sagte sie; wenn ich wüßte, daß es ihr angenehm wäre.“

— Wie kannst du daran zweifeln? erwiderte Pauline; meine Mutter wird sich un-
gemein freuen, und im Gegentheil vielmehr glauben, wenn du nicht kommst, daß du wenig Theil an ihr nimmst. —

„Wenn sie in ihrem eigenen Hause wohnte, würde ich keinen Augenblick anstehen, fuhr Marie fort; aber ich habe alle Ursache, von ihrer jetzigen Wirthinn einen sehr üblen Empfang zu fürchten.“

— Aha! du meinst die Baroninn Cécilie; antwortete Pauline lachend; bekümmere dich gar nicht um sie; alle Andere werden sich freuen, dich zu sehen; nicht wahr, Baron Heinrich? Ich hoffe, Sie sind doch nicht böse, daß ich so von Ihrer ehrenwerthen Tante gesprochen habe? setzte sie spöttisch hinzu. —

„Nein, mein Fräulein, aber ich bin überzeugt, daß die Baroninn Cécilie die Freunde der Gräfinn Rosalie stets mit Hochachtung empfangen wird.“

— Ich zweifele nicht daran, erwiederte Pauline, und hoffe also, Marie, daß du so oft als möglich uns besuchen wirst. —

Marie versprach es ihr, konnte indessen nicht umhin, über die Veränderung ihres Betragens zu erstaunen, welches früher stets kalt und stolz, jetzt aber fröhlich und theilnehmend war; kurz, sie schien ihr eine ganz andere Person geworden zu sein.

Mit dem Wagen des Obersten war auch der des Herrn Sander vorgefahren, und die ganze Gesellschaft ging nun auseinander. Heinrich konnte nur stillschweigend Mariens Hand drücken, aber sein ausdrucksvoller Blick sagte ihr mehr, als er je hätte durch Worte ausdrücken können.

A h t z e h n t e s K a p i t e l .

Der folgende Tag war zur Abreise des Herrn von Saalheim bestimmt, und Marie fand ihn daher schon völlig reisefertig, als sie des Morgens in den Salon trat. Er erwartete nur noch seine Reisegefährten, unter

denen auch sein Cousin Adolph von Lessen sein sollte; dieser hatte aber plötzlich, ohne eine hinreichende Ursache anzugeben, absagen lassen.

Frau von Saalheim war fast außer sich über die Trennung von ihrem Manne, und sie versicherte weinend, daß es ihr, ohne die angenehme Gesellschaft Mariens, unmöglich sein würde, seine Abwesenheit zu ertragen. Dieser tröstete sie mit seiner gewöhnlichen Fröhlichkeit, und versprach, seine Reise nicht weiter auszudehnen, als er sich von Anfang an vorgenommen hatte. Als hierauf die erwarteten Reisegefährten vorkuhren, nahm er zärtlichen Abschied von seiner Gemahlinn und von Marien.

Frau von Saalheim wandte Alles an, ihrer jungen Freundin den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen; vor Allem aber gefielen der Letzteren die Besuche bei der Sanderschen Familie, wo sie übrigens häufig den jungen Robert fanden, der von der ihm gemachten Einladung eifrig Gebrauch machte. Von ihm erfuhr Marie, daß die

Krankheit der Gräfinn Rosalie immer noch zunähme, und sie sah sich dadurch veranlaßt, Frau von Saalheim um die Gefälligkeit zu bitten, daß diese mit ihr nach der Stadt führe. Ungeachtet ihres Widerwillens gegen die Baroninn Cécilie ließ die Frau von Saalheim sogleich anspannen, und in kurzer Zeit stieg man vor dem Hotel der Baroninn aus.

Pauline empfing die beiden Ankommenden, und bat sie, sich in den Salon zu begeben, wo ihre Mutter, ungeachtet ihrer Krankheit, den Besuch eines alten Freundes angenommen hätte.

„Wenn die Gräfinn Besuch hat, sagte Marie, so werden wir ihr in diesem Augenblick nicht angenehm sein.“

— O, daß thut nichts, antwortete Pauline; meine Mutter befindet sich zu unwohl, um Besuche anzunehmen; nur hat sie bei dem Herrn, der bei ihr und ein alter Bekannter von ihr ist, eine Ausnahme gemacht. —

Mit diesen Worten führte sie Marien und die Frau von Saalheim bei der Gräfinn ein, wo sich die Baroninn, deren Freundin, und ein Herr befanden, den man unter dem Namen eines Majors von Warling vorstellte, und der sie mit vieler Höflichkeit grüßte. Marie ging auf die Gräfinn Rosalie zu, die sehr leidend zu sein schien, und ihr mit der Versicherung, wie angenehm es ihr sei, sie wiederzusehen, zärtlich die Hand drückte. Betrübt über die große Veränderung, die die Krankheit der Gräfinn in ihren Gesichtszügen hervor gebracht hatte, äußerte Marie ihre ungeheuchelte Theilnahme; worauf Rosalie erwiederte, daß zwar ihre Gesundheit sehr gelitten habe, daß sie aber hoffte, sich bald wieder zu bessern.

„Vielleicht gelingt es Ihnen, mein Fräulein! rief der Major von Warling, sich an Marien wendend, die Frau Gräfinn zu überreden, daß sie sich eines Arztes bedient, dessen sie sich ungeachtet aller Bitten ihrer Freunde weigert.“

— Die Frau Gräfinn wird gewiß die Nothwendigkeit einsehen, sagte Marie, alle diese Bitten zu erfüllen, und gern würde ich auch die meinigen damit verbinden, wenn ich des guten Erfolges gewiß wäre. —

„Wozu das Alles? rief die alte Gräfinn Lobethal; wenn meine Tochter nicht dem Rathe ihrer Mutter und nächsten Freunde folgen will, so ist es ganz unnöthig, daß sich noch Andere darein mischen.“

Marie konnte sich nicht erwehren, einen unwilligen Blick auf die Alte zu werfen. Frau von Saalheim gerieth in Zorn, und mit hochrothem Gesichte und vieler Bitterkeit erwiderte sie: „Aber . . . Gräfinn Lobethal, es kann Ihnen nicht unbekannt sein, daß man öfters geneigt ist, eher dem Rathe der Andern zu folgen, wie Sie Sich so höflich auszu- drücken belieben, als dem Rathe unserer Verwandten und sonstigen Umgebungen. Ueberdies würde die Gräfinn von Hochberg im gegenwärtigen Falle nur den Bitten einer Person nachgeben, die ihr sehr nahe angehört;

denn als Nichte des Grafen Ferdinand muß doch Fräulein Marie ohne Zweifel, den größten Antheil an ihrem Wohlsein nehmen.“

— Und wer würde es nicht thun? unterbrach der Major; was mich betrifft, so nehme ich den lebhaftesten Antheil daran. Ich sehe mit dem äußersten Bedauern, daß so viel Verdienst und Schönheit einer Krankheit zur Beute geworden ist, welche mehr den Leiden der Seele, als des Körpers ihre Entstehung zu danken hat. —

Er sagte diese Worte mit halb erstickter Stimme, und zog sich dann nach einem Fenster zurück, wo er seine Bewegung verbergen zu wollen schien. Marie hatte ihm mit Erstaunen zugehört; sie konnte nicht begreifen, in welcher Beziehung dieser Major von Barling zu der Gräfinn stand. Diese sah ihn aufmerksam an, und eine leichte Röthe erschien auf ihren Wangen, als sie sagte: „Ich bitte Sie, sprechen Sie nicht mit solchem Ernste von dieser Kleinigkeit. Ich werde nicht so hartnäckig sein, mich den Bitten aller meiner

Freunde zu widersezen, und ich verspreche daher, einen geschickten Arzt um Rath zu fragen.“

— Da sehen Sie nun, rief Frau von Saalheim, die entschlossen war, die Gräfinn Lobethal zu ärgern; ich habe es gleich gedacht, daß Marie etwas über die Frau Gräfinn vermag, und mich hierin nicht geirrt. —

Rosalie lächelte, und da die Baroninn Cäcilie und ihre Freundinn vor Zorn kein Wort hervorbringen konnten, so herrschte einige Zeit ein tiefes Stillschweigen im Zimmer.

Je mehr Marie die Gräfinn Rosalie betrachtete, je mehr überzeugte sie sich, daß sie langsam dahinschwandete; sie schien nicht mehr dasselbe Wesen zu sein. Der Stolz und Hochmuth hatte einer sanften Schwermuth Platz gemacht, und Rosalie erschien während ihrer Krankheit ungemein reizend und anziehend.

Da Frau von Saalheim bei den beiden alten Freundinnen Langeweile fühlte, so schlug sie bald Marien vor, nach Schönbrunn zu

rückzukehren. Rosalie bat sie, noch zu bleiben; die Baroninn Cäcilie, als Hauswirthinn, sagte aber kein Wort, und die beiden Gäste standen daher von ihren Stühlen auf. Der Gräfinn Rosalie schien dieß sehr unlieb zu sein; sie ergriff mit Bedauern die Hand ihrer liebenswürdigen Waise, und bat sie, recht bald und auf längere Zeit wieder zu kommen; worauf Marie antwortete, daß sie jederzeit bereit sei, ihre zweite Mutter zu pflegen und zu warten, und zur Linderung ihrer Leiden Alles zu thun, was in ihrer Macht stünde.

Rosalie drückte Marien zärtlich die Hand. „Du bist ein gutes Kind, sagte sie, und ich danke dir herzlich; aber aus mehreren Gründen bin ich überzeugt, fuhr sie leise fort, daß du dich bei der Frau von Saalheim glücklicher fühlst, als hier.“

Man nahm endlich Abschied, und als Frau von Saalheim mit Marien in dem Wagen saß, fiel ihre Unterhaltung natürlich zuerst auf den Major von Barling, dessen Betragen beiden so außerordentlich vorgekommen war.

Marie konnte indessen keine der Fragen beantworten, die ihre Freundin an sie that; denn sie hatte bisher noch nie seinen Namen gehört, obgleich man ihm den Titel eines alten Freundes der Gräfinn gab.

Der Leser wird sich erinnern, daß die Gräfinn Rosalie in ihrer Jugend mit ihren Aeltern in Wien gewesen war, und von jener Zeit her schrieb sich die Bekanntschaft mit dem damaligen Fähnrich, jetzigen Major von Barling. Dieser war aus einer angesehenen und reichen Familie, und da Rosalie der allgemeine Gegenstand der Bewunderung war, so gehörte auch Barling zu ihren Anbetern; er warb um ihre Hand, erhielt aber von der stolzen Rosalie, wie so viele andere Bewerber, eine abschlägige Antwort.

Barling war außer sich vor Wuth und Verzweiflung, doch zog er sich sogleich aus den Zirkeln, wo Rosalie erschien, zurück, und wenn er schon früher ein ausschweifendes Leben geführt hatte, so ergab er sich jetzt völlig allen Erzessen eines Wüßlings. Die Familie

Lobethal kehrte, wie bekant, nach dem Rheine zurück, und Rosalie nahm hier ohne Zögern die Hand des Grafen Ferdinand von Hochberg an, der aber vor seiner Vermählung noch eine Reise machte.

Bei seinem Aufenthalte in Wien traf er auch mit dem nunmehrigen Lieutenant von Barling zusammen, der kaum seinen Namen erfuhr, als er auch schon beschloß, sich an ihm zu rächen, weil ihm seine Verlobung mit Rosalien nicht unbekant geblieben war. Ein Pistolenduell war die Folge mehrerer Beleidigungen, die er dem Grafen Ferdinand in dieser Absicht zufügte; der Graf blieb indessen Sieger, indem er seinem Gegner eine Kugel durch die Brust schoß, und, da er ihn für todt hielt, sich durch die schleunigste Flucht retten mußte.

Erst nach einem sehr langwierigen Krankenlager wurde Barling wieder hergestellt, jedoch war sein Haß gegen den Grafen Ferdinand noch nicht erloschen. Er nährte ihn viele Jahre lang, ohne eine neue Gelegenheit zur Ruhe zu finden. Endlich erfuhr er

die Ankunft der Familie Hochberg in Wien, und er beschloß nun, die Gräfinn Rosalie zum Werkzeuge seiner Rache zu machen. Es wurde ihm nicht schwer, durch die alte Gräfinn Lobethal, welche ihn mit vieler Auszeichnung empfing, Zutritt zu ihr zu erhalten; durch geschickte Fragen erfuhr er bald von der unvorsichtigen Mutter, wie unglücklich das häusliche Leben der beiden Eheleute sei, und hierauf baute er seinen Plan. Bei seinem immer noch angenehmen Aeußeren, bei seiner Geschicklichkeit in allen Verführungskünsten, hoffte er, daß es ihm nicht schwer werden würde, die Gräfinn von dem Wege der Tugend abzuführen.

Das Betragen des Majors bei der Gräfinn schien so ehrerbietig, daß sie weit entfernt war, seine schändliche Absicht zu ahnen — eine Absicht, die jeder Andere bei ihrem Anblick aufgegeben haben würde; denn er sah in ihr nicht mehr jene stolze und Alles um sich her verachtende Schönheit, sondern das Mitleiden einflößende Opfer eines geheimen Kummer's.

Rosalie hatte ihren Gemahl voll Unwillen und Zorn verlassen, da er sie stets durch seine Kälte und Vernachlässigung beleidigte. Der Major hingegen war ganz die Aufmerksamkeit und Zärtlichkeit selbst gegen sie. Da sie wenig mehr an dergleichen gewöhnt war, so nahm sie dieses Betragen des Majors mit Vergnügen und Dankbarkeit, jedoch immer mit der größten Zurückhaltung auf.

Obgleich Rosaliens Krankheit täglich zunahm, so war sie doch nicht von der Art, daß sie das Bette hüten mußte; sie blieb in ihrem Zimmer, wo der Major in Gegenwart ihrer Mutter Zutritt erhielt. Dieser wußte sich der Kranken höchst angenehm zu machen; bald las er ihr vor, bald erzählte er ihr die Neuigkeiten des Tages, kurz er verließ sie nach einiger Zeit kaum mehr. Wenn Rosalie sich etwas erleichtert fühlte, so unterhielt sie sich Stunden lang mit ihm, und zwischen beiden fing eine höchst gefährliche Vertraulichkeit zu herrschen an. Ofters ließ der Major einige zärtliche Ausdrücke fallen, welche der Gräfinn zwar auffielen, aber immer

erschien er ihr noch in keinem ungünstigen Lichte; kurz, die Abnahme ihrer Gesundheit schien ihrer Tugend gefährlich werden zu wollen, und bei den Verführungskünsten dieses Wüstlings war Alles für sie zu fürchten.

Einige Tage nach Mariens Besuch bei ihrer Wohlthäterinn, erschien plötzlich der Baron Heinrich in Schönbrunn, und übergab Marien einen Brief von dem Grafen Ferdinand, womit ihn die Gräfinn Rosalie beauftragt hatte. Während sich Heinrich mit der Frau von Saalheim unterhielt, ließ Marie das Schreiben des Grafen, welches eine Antwort auf einen von ihr früher abgeschickten Brief war. Er enthielt die zärtlichsten Versicherungen seiner Zuneigung, und zugleich die weisesten Rathschläge, wie sie sich in Wien zu benehmen habe. Zugleich herrschte aber in dem Style eine Schwermuth, wie man sie gewöhnlich an dem Grafen Ferdinand bemerkte. Da Marie überzeugt war, daß seine Gemahlinn wünschen würde, den Brief zu lesen, so schrieb sie in der Eile einige Zeilen, denen

sie das Schreiben beilegte, und womit sie den Baron Heinrich beauftragte. Dieser brachte den ganzen Morgen bei der Frau von Saasheim zu, und wenn er auch von seiner Liebe nicht sprach, so ging sie doch aus allen seinen Bewegungen und Blicken hervor.

Der alte Felsburg schien nur glücklich zu sein, wenn er sich in Mariens Gesellschaft befand; daher stattete er ihr auch häufige Besuche ab. Allmählich verlor er seine raube Außenseite; und die schwermüthigen Launen, die seinen guten Eigenschaften so nachtheilig waren; die Zärtlichkeit, welche er gegen die liebenswürdige Waise an den Tag legte, verschaffte ihm ihre völlige Zuneigung.

Eben so nahm Mariens Zuneigung zur Madame Sander zu, die sie häufig zu sehen Gelegenheit hatte, und die Freude, welche diese Dame jedesmal bei ihrem Anblick zeigte, gab einen Beweis, wie zärtlich auch sie Marien liebte. Die außerordentliche Aehnlichkeit der Madame Sander mit Marien sowohl, als mit dem Grafen Ferdinand waren auch Paulinen und ihrem Bruder Robert

aufgefallen, welche beide nicht ermangelten, ihre Besuche bei dieser liebenswürdigen Familie oft zu wiederholen.

Als eines Tages die Rede auf die Familie Hochberg kam, sagte Madame Sander, daß sie in ihrer Jugend längere Zeit am Rheine zugebracht hätte, und fragte auch endlich, ob der Graf Gustav von Lobethal noch lebte. Marie bejahete es, und erwähnte zugleich mit vieler Wärme seiner zärtlichen Theilnahme für sie, da er sie für die Tochter der Gräfinn Charlotte hielt. Madame Sander schien bei dieser Antwort innigst bewegt zu sein, und fragte, ob er sich nie vermählt habe? — „Nein!“ antwortete Marie. Pauline, welche diese Frage gehört hatte, rief: „Von wem sprechen Sie? — Von meinem Onkel Gustav? O, dann kann ich Sie versichern, daß er sich niemals vermählen wird. Er ist bis jetzt aus Liebe zur Gräfinn Charlotte frei geblieben, und hat auch die Absicht, es immer zu bleiben, um Mariens Glück zu machen, die er für seine Erbin erklärt hat.“

— „Großmüthiger Mann!“ rief Madame

Sander unwillkürlich aus, und einige Thränen benetzten ihre Wangen. Die beiden jungen Mädchen sahen sie mit Erstaunen an; um sich aber der Verlegenheit zu entziehen, in welche ihr Ausruf sie gesetzt hatte, stand Madame Sander auf, und begab sich zu der übrigen Gesellschaft, um an der allgemeinen Unterhaltung Theil zu nehmen.

Neunzehntes Kapitel.

Seit der Abreise der Familie genoß der Graf Ferdinand ungestörter die Süßigkeiten der Einsamkeit; da er weniger beobachtet wurde, konnte er seine Spaziergänge weiter ausdehnen, und sich ganz seinen traurigen Gedanken überlassen. Gustav von Lobethal war der Einzige, mit dem er noch einigen Umgang hatte, und der ihn häufig besuchte, um zu versuchen, ob es ihm nicht gelingen würde, ihn von seiner Schwermuth einigermaßen zu zerstreuen.

Ferdinands Spaziergänge, welche er gewöhnlich des Abends antrat, erstreckten sich bald bis an die Ufer des Rheines, bald

bis nach dem Dorfe Reichenstein, wo er sich öfters einige Zeit aufhielt, und schweigend die Trümmer betrachtete, welche aus der Feuerbrunst noch übrig geblieben waren. Unaufhörlich fragte er nach der Dame, welche der großmüthige Heinrich gerettet hatte; aber stets bekam er die Antwort, daß man von ihrem Schicksale durchaus nichts wisse.

Eines Abends war er an den Ufern des Rheines spazieren gegangen, und hatte sich daselbst länger als gewöhnlich aufgehalten, daher er den kürzeren Rückweg mitten durch die Felsen wählte. Die Sonne war bereits untergegangen, und der Graf blickte traurig nach der Gegend hin, wo seine geliebte Marie jetzt entfernt von ihm weilte; er flehte den Schutz des Himmels für sie an, für sie wagte er zu beten, während er für sich selbst, im Bewußtsein seiner ehemals begangenen Schuld, sein Gebet nicht an den Allmächtigen zu richten wagte. Da richtete er von Ungefähr die Augen in die Höhe, und sahe am Rande eines Felsens ein weibliches Wesen stehen, das ihn in

diesem Augenblick ebenfalls gewahr zu werden schien, und mit einem lauten Schrei von der Felsenspitze verschwand. „Gerechter Gott!“ rief Ferdinand aus, „sie ist es! Diese Gesichtszüge, dieser Wuchs! . . . Ach, es ist keine Täuschung. . . . O, bleib, bleib! Fliehe mich nicht länger. . . . antworte mir!“

Mehrere Minuten lang blieb er unbeweglich stehen, als wenn er jenes Wesen noch wiederzusehen hoffte; aber er hörte und sah nichts mehr. Dann erstieg er eilig jenen Felsen, untersuchte jeden Ort genau, horchte allenthalben; aber nirgends war auch die Spur eines menschlichen Wesens zu finden. „Sie flieht mich noch immer, sagte er dann mit einem schmerzvollen Tone; alle meine Anstrengungen, sie endlich aufzufinden, bleiben fruchtlos! Aber, wende ich denn eigentlich? . . . Einen Schatten, ein Luftgebild, das nur erscheint, um mich zu quälen. . . . Ruht nicht schon lange ihre sterbliche Hülle in dem Schoße der Erde? . . . und ich, ich lebe noch? . . . Ach, unglücklicher Schatten, du kennst meine Neue,

du bist hinreichend gerächt. . . . Die schrecklichsten Gewissensbisse verfolgen mich, ich unterliege den fürchterlichsten Martern!“

Länger konnte der Graf der Gewalt seiner Empfindungen nicht widerstehen; erschöpft stürzte er zur Erde nieder, wo er einige Zeit völlig ohne Bewußtsein liegen blieb. Als er wieder aus seiner Ohnmacht erwachte, herrschte die tiefste Finsterniß um ihn her, und nur mit der größten Vorsicht gelang es ihm, den Felsen, auf dem er sich befand, wieder hinabzusteigen, worauf er nach seinem Schlosse zurückeilte.

Der alte Graf Wilhelm von Hochberg, dessen Ende nahe zu sein schien, bemerkte mit dem tiefsten Schmerze, daß die Länge der Zeit nicht die geringste Veränderung in der Schwermuth seines Sohnes hervorbrachte. Auch ihn beherrschte Kummer und Traurigkeit über das Schicksal seiner Kinder, und sein Gewissen sagte ihm, daß er nicht frei von aller Schuld an ihrem Unglück sei. Aber nicht genug, daß die Besitzer des Schlosses Reichenstein ihrer Melancholie fast erlagen, selbst den Mauern dieses uralten Gebäudes schien sich der An-

strich der Schwermuth mitzutheilen. Ein abergläubischer Schrecken fing an, sich der Gemüther der ganzen Dienerschaft zu bemächtigen, und schon das geringste Geräusch jagte sie in Schrecken. Bald sagte man einander in's Ohr, daß Gespenster in den langen Gängen des Schlosses umherwandelten, und eins von den Mädchen behauptete, selbst eine weiße Gestalt gesehen zu haben, die in der großen Gallerie dahinschwebte, und daselbst plötzlich verschwunden war.

Diese Gerüchte kamen endlich auch zu den Ohren des Grafen Ferdinand, der darüber äußerst unwillig war; aber indem er laut die thörichte Leichtgläubigkeit seiner Dienerschaft tadelte, warf er sich die Frage auf, ob er nicht ebenfalls von einer abergläubischen Furcht beherrscht werde? Indessen gebot es ihm seine Pflicht, dergleichen Gerüchte zu unterdrücken, und er befahl daher, daß Niemand, bei Strafe der Entlassung, darüber sprechen sollte.

Der Graf bildete sich ein, auf diese Art seine Dienerschaft beruhigt zu haben, aber er irrte sich. Zwar bemühte sie sich, so viel es

ihnen möglich war, ihm zu gehorchen; doch dauerte es nicht lange, bis sie wieder anfangen, den täglichen Schrecken, dem einige unter ihnen ausgesetzt waren, sich mitzutheilen, und welchen die klügsten unter ihnen endlich als eine Vorbedeutung für den nahen Tod des alten Grafen auslegten.

Eines Abends saß Ferdinand in seinem Zimmer allein, und überließ sich seinen traurigen Gedanken, als er plötzlich einen durchdringenden Schrei vernahm. Höchst beunruhigt sprang er auf, und öffnete die Thür; das Geschrei wurde wiederholt, dann herrschte aber rings um ihn her die tiefste Stille.

Der Graf erstaunte, und dachte vergebens über die Ursache dieses Geschreies nach. Da sein Zimmer, so wie mehrere andere bewohnte Gemächer, an einer langen Gallerie befindlich waren, die mit der Kirche in Verbindung stand, so fiel ihm endlich ein, daß das Geschrei wohl von dieser Seite hergekommen sein möchte, und er erbebte. Seit vielen Jahren hätte man sich zwar dieses Einganges in die Kirche gar nicht bedient;

aber dennoch beschloß er, diesen Ort näher zu untersuchen, und er begab sich daher allein mit einem Lichte in der Hand dorthin.

Fast am Ende der Gallerie sah der Graf eine Frau ausgestreckt vor sich liegen. Er stuzte einen Augenblick . . . welche Gefühle erschütterten ihn! . . . zitternd hob er den leblosen Körper in die Höhe; aber sein Schrecken verschwand jetzt; da er sah, daß es eins von den Mädchen im Schlosse war. Er trug sie selbst nach seinem Zimmer, um ihr allen nöthigen Beistand leisten zu lassen, und fand hier einen großen Theil der übrigen Dienerschaft, die mit langen Hälsen und auf den Fußspitzen stehend, an dem entgegengesetzten Ende der Gallerie standen und horchten. Auf die Frage nach der Ursache ihrer Versammlung erfuhr er, daß sie die Rückkehr des Mädchens hätten erwarten wollen, daß sie jetzt ohne Bewußtsein vor sich sähen. Sie hatte erst noch am Morgen darüber gelacht, daß ein Geist in den Gängen des Schlosses umherwandeln sollte, und sich dabei vermess-

des Nachts ganz allein dorthin zu gehen, wo sich das Gespenst gewöhnlich zu zeigen pflegte, Jetzt, fügten sie hinzu, sei sie für ihre Beweglichkeit bestraft worden.

Der Graf beschloß, das Mädchen unter vier Augen über die Ursache ihres Schreckens zu befragen, und da sie allmählich zu sich kam, schickte er die übrige Dienerschaft fort. Er erfuhr von ihr, was er so eben gehört hatte, worauf sie fortfuhr: „Als ich mich schon mehrere Minuten in der Gallerie befand, sahe ich eine lange weiße Gestalt mit langsamen, feierlichen Schritten auf mich zukommen. Ungeachtet meines Schreckens redete ich die Gestalt an, worauf sie sich umwendete, und wie ein Schatten vor meinen Augen verschwand. Jetzt erst bemächtigte sich meiner der höchste Schrecken, und mit lautem Geschrei fiel ich ohnmächtig zur Erde nieder.“ Der Graf zitterte bei dieser Erzählung fast eben so sehr, als das Mädchen; allein er zwang sich ruhig zu scheinen, und befahl ihr, sich zur Ruhe zu begeben, um sich desto leichter von ihrem Schrecken zu erholen.

Im ganzen Schlosse war man jetzt überzeugt, daß ein Gespenst darin umherwandele, und bald verbreitete sich das Gerücht, es sei der Geist der Gräfinn Charlotte, der keine Ruhe im Grabe habe. Dieses Gerücht kam dem alten Grafen Wilhelm zu Ohren, und erweckte in ihm sein Vatergefühl, so wie die Reue über die Strenge, womit er gegen seine unglückliche Tochter verfahren war. Er theilte seinen Kummer seinem Sohne mit, der noch weit mehr als er selbst in Unruhe gerieth, und Alles anzuwenden beschloß, die Geheimnisse, mit denen sie jetzt umgeben zu sein schienen, zu enthüllen.

Er erinnerte sich jetzt, daß sich am Ende der Gallerie eine große Flügelthür befand, durch welche man in die Kirche gelangen konnte, und deren sich die Familie ehemals zu diesem Zwecke bedient hatte; aber seit sehr langer Zeit war diese Thür immer verschlossen geblieben. Der Graf Ferdinand begab sich daher in die Kirche, um sich zu überzeugen, ob Jemand von dort aus habe in's Schloß gelangen können; aber er sahe, daß

dies unmöglich war, denn die Riegel der Flügelthür waren so sehr mit Rost überzogen, daß es ihm ungeachtet aller Anstrengungen nicht einmal gelang, sie nur im Geringssten zu bewegen, viel weniger sie ganz zurückzuschieben. Er überzeugte sich vollkommen, daß die Thür seit jener Zeit, wo sich seine Familie derselben nicht mehr bediente, gar nicht geöffnet worden sei.

Unruhiger als je, nahm sich Ferdinand vor, alle Nächte in der Gallerie zu wachen, und die Erscheinung der Gestalt zu erwarten. Sein Vater gab diesem Vorhaben Beifall, bat ihn aber, aus Furcht vor irgend einer unvorherzusehenden Begebenheit, sich begleiten zu lassen. Ferdinand beruhigte ihn in dieser Hinsicht, blieb jedoch entschlossen, sich ganz allein nach der Gallerie zu begeben, und erwartete mit klopfendem Herzen die Stunde, wo sich, dem allgemeinen Glauben nach, die Gräber öffneten, und die Todten in den Gallerien des Schlosses Reichenstein umherirrten.

In gleicher Verlagsbehandlung sind noch folgende empfehlungswerthe Unterhaltungsschriften erschienen:

Antonina della Rocchini, die Seeräuber = Königin. Eine romantische Geschichte des siebenzehnten Jahrhunderts. Vom Verfasser der Abenteuer der Hrn. Lummel. Mit Kupfern von Böttger. 2te verb. Aufl. 2 Thle. 8. 1823. 2 Thlr. 12 gr.

Aranzo, der edle Räuberhauptmann. Ein Schrecken in Spaniens Thälern und Gebirgen. Vom Verfasser des tauben Sees. Mit Kupfern von Rosmähler. 2 Thle. 8. 1820. 3 Thlr.

Austen, J. Anna. Ein Familiengemälde. Aus dem Englischen übersetzt von W. A. Lindau. 2 Bde. 8. 1822. 2 Thlr. 12 gr.

Baczko, Ludw. von, Geschichte Paolo Pennalosa, eines Klosterbruders; oder es wird eine ewige Vergeltung sein. Zweite wohlfeilere Ausgabe. 8. 1823. 1 Thlr.

Bergner, A. das Roß vom Libanon. Thüringer Sage in vier Büchern. Mit 2 Bignetten. 8. 1819. 1 Thlr.

— — — **der blaue Schleier,** romantische Archi-
kunde. Mit Titelvign. 8. 1822. 1 Thlr. 12 gr.

Auch unter dem Titel: Die heiligen Rosen,
2tes Bdchn.

Burg die, Alphausen, oder Cyprians Frauenwahl. Römischer Roman aus dem Englischen von Theodor Hell. 8. 1820. 1 Thlr.

Calthorpe oder gesunkenes Glück Ein Roman. Frei nach dem Englischen des Verfassers der Lollharden von Georg Lok. 2 Thle. 8. 1823. 2 Thlr. 12 gr.

- Flüchtlinge, die. Romantische Unterhaltungen. Von
 dem Verfasser des Romans Heliadora. Mit Kupfr.
 von Junge und Kosmäyler. 8. 1820. 1 Thlr. 8 gr.
- Für Winterabende. Erzählungen von Leander.
 Herausgegeben von Friedrich Laun. 2 Theile. 8.
 1818. 2 Thlr.
- Geschichten, romantische. Vom Verfasser des Romans
 Heliadora. (W. A. Lindau.) 8. 1819. 1 Thlr. 6 gr.
- Gilling, J. W. Aristomenes der Zweite. Eine
 romantische Erzählung. Mit Kupfern von Junge
 und Brückner. 8. 1821. 1 Thlr. 4 gr.
- — — Erzählungen. 3 Bände. Mit Kupfern
 von Brückner, Junge und Kosmäyler. 8. 1821
 und 1822. 3 Thlr. 16 gr.
- — — der Fluch. Ein Roman. 2 Theile.
 Mit Kupfern von Kosmäyler und Kensch. 8.
 1821. 2 Thlr. 16 gr.
- — — Seefönig Ingolf und seine Wikinger.
 Ein Roman der Vorzeit. Mit einem Kupfer
 von Kosmäyler und Junge. 8. 1820. 1 Thlr. 8 gr.
- — — Jugendliebe oder das Kloster in der
 Sierra = Morena. Mit Kupfern. 8. (Besonderer
 Abdruck aus den Erzählungen.) 1820 18 gr.
- — — Eduard Müllers Leben bis zu seiner
 Verheirathung. Mit Kupfern von Junge und
 Kosmäyler. 8. 1821. 1 Thlr. 12 gr.
- — — Otto von Wetterode. Ein romanti-
 sches Gemälde aus den letzten Jahren des dreißig-
 jährigen Krieges. 3 Theile. Mit Kupfern von
 Kosmäyler. 8. 1823. 3 Thlr. 20 gr.
- Glückswechsel, der, oder die Flucht nach Oskindien.
 Mehr Wahrheit als Dichtung. Vom Verfasser der
 Erscheinungen im Schlosse der Pyrenäen, der
 Stimme des Unsichtbaren u. s. w. Mit einem
 Kupf. 8. 1823. 1 Thlr. 8 gr.

- Gonzalvo, Räuber und Zeitgenosse Aranzo's. Von demselben Verfasser. Mit Kupfern von Niedel. 3 Theile. 8. 1820. 3 Thlr. 16 gr.
- Hakka m. Historisches Schaubergemälde aus den Zeiten der Mauren in Spanien. In zwei Büchern. Vom Verfasser des Aranzo. 8. 1821. 1 Thlr.
- Helrich von Heimbürg und Mechtild von Treseburg. Rittergeschichte aus der ersten Halbscheide des zwölften Jahrhunderts. Vom Verfasser des Aranzo u. s. w. Mit Kupfern von Dieke und Niedel. 8. 1820. 1 Thlr. 4 gr.
- Jördens, G. Bunte Bilder. Erzählungen und Skizzen, von einigen theils melancholischen, theils lustigen Freunden. 18 Bdn. 8. 1823. 1 Thlr. 6 gr.
- — — die Jahreszeiten der Ehe. Eine Erzählung. 8. 1823. 1 Thlr.
- — — Lanzelot vom See. Rittergeschichte aus den Zeiten der Tafelrunde. Nebst einem Anhang. Mit einem Kupfer von Niedel. 8. 1822. 1 Thlr. 10 gr.
- — — die Vermählung. Ein Nachstück. Mit einem Musikblatte. 8. 1822. 22 gr.
- Kampf und Liebe, oder die griechischen Brüder. Romantisches Gemälde aus unserer Zeit. Roman in zwei Büchern von Dorismund. Mit Kpf. von Rossmäßler. 8. 1823. 1 Thlr. 12 gr.
- Kriegs = Scenen, neue, aus Spanien, in den Begebenheiten eines Husaren = Offiziers, zur Würdigung des spanischen Volks = Geistes. Nach reinen Quellen bearbeitet vom Verfasser der Stimme des Unsichtbaren u. s. w. 8. 1823. 1 Thlr. 8 gr.
- Kruse, L. Deodat's Geburt. Poesie und Prosa aus dem Leben. 3 Theile. Mit Kupfer von Rossmäßler. 8. 1823. 3 Thlr. 6 gr.

- L a u n, Fr. Für Winterabende, siehe: Für Winter-
 abende.
- Leben des Musikus Robert Uletes. Text zu einer
 noch unkomponirten Oper, in den Pausen eines
 Concerts zu lesen und für zarte Seelen geschrie-
 ben von Johannes Paulus, Professor des Con-
 travolons. 8. 1823. 18 gr.
- L e i b r o c k, W. Felix der Verfolgte. Eine Räuberge-
 schichte. 2 Theile. Mit Kupfer. 8. 1822. 12 Thlr.
- — — Guabanni, furchtbares Oberhaupt der
 Banditen zu Neapel. 2 Theile. Mit Kupfer von
 Kiedel. 8. 1822. 2 Thlr. 8 gr.
- — — Leben, Thaten und Ende des be-
 rücht. Räubers Nickel Lst. Nach Crim. Akten
 bearbeitet. 2 Theile m. Kupfer. 8. 1824. 2 Thlr.
- — — Kleine Romane und Erzählungen.
 2 The. 1 Thlr. enth. Hackam, 2r Thl. Liebe und
 Treue. Irma's Schicksale, Louise. 8. 1823,
 1 Thlr. 12 gr.
- — — Therese von Bornthal. Eine wahre Ge-
 schichte. Mit einem Kupfer. 8. 1823. 1 Thlr.
- — — Ballora's Abenthener. Romantisch
 dargestellt. 2 Theile. Mit Kupfer von Kiedel. 8.
 1822. 2 Thlr. 6 gr.
- Liebe und Treue, Irma's Schicksale, Louise. Drei
 Erzählungen vom Verfasser des tauben See's, des
 Aranzo u. s. w. 8. 1820. 21 gr.
- L i n d a u, W. A. Anna. Siehe: Nyssen J. Anna.
- — — Flüchtlinge, siehe: Flüchtlinge.
- — — romantische Geschichten, siehe: Ge-
 schichten romant.



80436



